
Google



Aus
Natur und Geisteswelt
614
Sten Konow
Indien
B.G.Teubner·Leipzig·Berlin

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

nunmehr über 800 Bände umfassend, bietet wirkliche „Einführungen"
in die … … icht des
Laie… … Entstehen
(1898… … ntwickelte
Volk… … digen die
Mögl… … uelle, wie
sie die … … ber jedes
Gebie… … ihn dabei
zugleic… … iternd,
die Ei… … esem Be-
dürfni… … rbüchern
nie en… … n voraus.

Di… … zuver-
lässi… … Gebiete
des g… … llem auch
dem … … nen, sich
auf d…

In … … nswerter
Weis… … legenheit
benut…

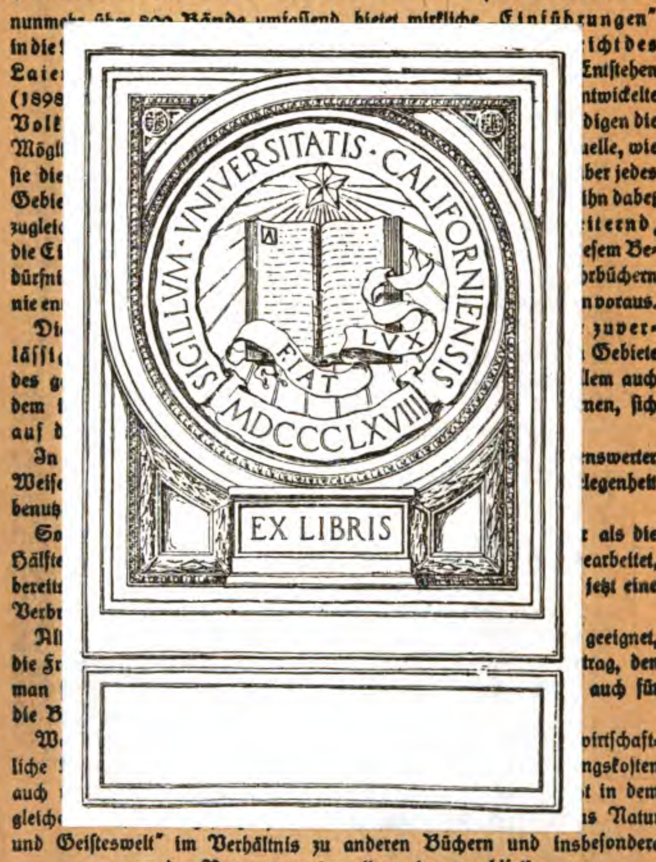
So… … als die
Hälfte… … earbeitet,
bereits… … jetzt eine
Verbr…

All… … geeignet,
die Fr… … trag, den
man … … auch für
die B…

W… … wirtschaft-
liche … … ngskosten
auch … … t in dem
gleich… … s Natur
und Geisteswelt" im Verhältnis zu anderen Büchern und insbesondere
zu der Verteuerung im allgemeinen wohlfeil.

Jeder der meist reich illustrierten Bände
ist in sich abgeschloss…

Leipzig, im Oktober 1922. … ner



Bisher sind erschienen

zur Erd- u. Völkerkunde, Geologie, Meteorologie:

Allgemeine Geographie.

Geomorphologie. Von Prof. Dr. F. Machatschek. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 627.)

Physiogeographie des Süßwassers. Von Prof. Dr. F. Machatschek. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 628.)

Das Meer, seine Erforschung und sein Leben. Von Professor Dr. O. Janson. 3. Aufl. Mit 40 Abbildungen. (Bd. 30.)

Geographie der Vorwelt. (Paläogeographie.) Von Prof. Dr. E. Dacqué. Mit 18 Figuren im Text. (Bd. 619.)

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Kirchhoff. 4. Aufl. (Bd. 31.)

Die Verbreitung des Menschen auf der Erdoberfläche (Anthropogeographie). Von Prof. Dr. N. Krebs. Mit 12 Abbildungen im Text (Bd. 632.)

Natur und Mensch. Von Realgymnasial-Direktor Prof. Dr. M. G. Schmidt. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 458.)

Politische Geographie. Von Prof. Dr. W. Vogel. Mit 12 Abb. im Text. (Bd. 634.)

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 4. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Hassert. 3. Aufl. Mit 2 Abbildungen im Text und 2 Karten. (Bd. 38.)

Geographisches Wörterbuch. Von Prof. Dr. O. Kende. I. Allgemeine Erdkunde. Mit 81 Abbildungen im Text. (Teubners kleine Fachwörterbücher. Bd. VIII.) Geb. M. 4.— (Teuerungsziffer Oktober 1922: 60.)

Länderkunden.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Geh. Studienrat Prof. Dr. O. Weise. 5., völlig umgearb. Aufl. Mit 30 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln und 1 Dialektkarte Deutschlands. (Bd. 16.)

Die Schweiz. Land, Volk, Staat und Wirtschaft. Von Reg.- u. Stände-Rat Prof. Dr. O. Wettstein. Mit 1 Karte. (Bd. 482.)

Belgien. Von Dr. P. Oßwald. 3. Aufl. Mit 4 Karten im Text. (Bd. 501.)

Böhmen. Zur Einführung in die böhmische Frage. Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. Mit 1 Karte (Bd. 701.)

Die Ostmark. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)

Das Ostseegebiet. V. Prof. Dr. G. Braun. M. 21 Abb. u. 1 mehrfarb. Kart. (Bd. 367.)

Die Baltischen Provinzen. Von Dr. V. Tornius. Mit 8 Abbildungen u. 2 Kartenskizzen. 3. Auflage. (Bd. 542.)

Finnland. Von Gesandtschaftsrat J. Ohquist. (Bd. 700.)

Polen. Mit einem geschichtlichen Überblick über die polnisch-ruthenische Frage. Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. 2., verbesserte Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 547.)

Rußland. Geschichte, Staat, Kultur. Von Dr. A. Luther. (Bd. 563.)

Die Slawen. Von Prof. Dr. P. Diels. (Bd. 740.)

Island, das Land und das Volk. V. Prof. Dr. P. Herrmann. Mit 9 Abb. (Bd. 461.)

Neugriechenland. Von Prof. Dr. A. Heisenberg. (Bd. 613.)

Die Türkei. Von Reg.-Rat P. R. Krause. Mit 2 Karten i. T. u. auf 1 Tafel. 2 Afl. (Bd. 469.)

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Von Dr. Freiherr v. Soden. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem und 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)

Länderkunden.

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt von Prof. Dr. P. Thomsen. 2. Aufl. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 260.)

Indien. Von Professor Dr. S. Konow. (Bd. 614.)

Australien und Neuseeland. Land, Leute u. Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. Mit 23 Abbildungen. (Bd. 366.)

***Wörterbuch der Länder- und Wirtschaftskunde.** Von Prof. Dr. O. Kende. Geogr. Wörterb. II. (Teubners kl. Fachwörterbücher.)

Anthropologie und Ethnologie.

Entwicklungsgeschichte des Menschen. Vier Vorlesungen. Von Dr. A. Heilborn. 2. Aufl. Mit 61 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen. (Bd. 388.)

Der Mensch der Urzeit. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 47 Abbildungen. (Bd. 62.)

Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. G. Steinmann. 2. Aufl. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 302.)

Allgemeine Völkerkunde. 3 Bände.
I. Feuer, Nahrungserwerb, Wohnung, Schmuck und Kleidung. Von Dr. A. Heilborn. Mit 54 Abb. II. Waffen und Werkzeuge, Industrie, Handel und Geld, Verkehrsmittel. Von Dr. A. Heilborn. Mit 51 Abb. III. Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß. Mit 9 Abbildungen. (Bd. 487–488, 452.)

Vermessungs- und Kartenkunde.

Die Landmessung. Von Geh. Finanzrat F. Suckow. Mit 69 Zeichnungen im Text. (Bd. 608.)

Kartenkunde. Von Finanzrat Dr.-Ing. A. Egerer. I. Einführung in das Kartenverständnis Mit 40 Abbildungen im Text. (Bd. 610.)

Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate. Von Geh. Reg.-Rat Prof. E. Hegemann. Mit 11 Figuren im Text. (Bd. 609.)

Photogrammetrie. (Einfache Stereo- und Luftphotogrammetrie.) Von Dipl.-Ing. H. Lüscher. Mit 78 Figuren im Text und auf 2 Tafeln. (Bd. 612.)

Geologie.

Allgemeine Geologie. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Fr. Frech. 6 Bände. 3. Aufl. (Bd. 207/11, 61.) I. Vulkane einst und jetzt. Mit Titelbild und 78 Abb. II. Gebirgsbau und Erdbeben. Mit Titelbild und 57 Abb. III. Die Arbeit des fließenden Wassers. 4. Aufl. Mit 1 Titelbild und 50 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. IV. Die Bodenbildung, Mittelgebirgsformen und Arbeit des Ozeans. Mit 1 Titelbild und 68 Abb. V. Steinkohle, Wüsten und Klima der Vorzeit. Mit 39 Abb. im Text. VI. Gletscher einst und jetzt. Mit 46 Abb. im Text.

Die deutschen Salzlagerstätten. Ihr Vorkommen, ihre Entstehung und die Verwertung ihrer Produkte in Industr. u. Landwirtsch. V. Dr. C. Riemann. Mit 27 Abb. (Bd. 407.)

Unsere Kohlen. Von Bergass. P. Kukuk. 2., verb. Aufl. Mit 49 Abb. i. T. u. 1 Taf. (Bd. 396.)

Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. 3. Aufl. (Bd. 223.)

Weltuntergang in Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. S. Oppenheim und Prof. Dr. K. Ziegler. (Bd. 720.)

Geologisch-mineralogisches Wörterbuch. Von Dr. C. W. Schmidt. Mit 211 Abb. (Teubners kleine Fachwörterbücher Bd. 6.) Geb. M. 4.—. (Teuerungsziffer Oktober 1922: 80.)

Meteorologie.

Einführung in die Wetterkunde. Von Prof. Dr. L. Weber. 3. Aufl. Mit 28 Abb. im Text und 3 Tafeln. (Bd. 55.)

Unser Wetter. Eine Einführung in die Klimatologie Deutschlands an der Hand von Wetterkarten. Von Dr. R. Hennig. 2. Aufl. Mit 48 Abb. im Text. (Bd. 349.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

614. Bändchen

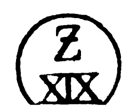
Indien

Von

Dr. Sten Konow
Professor für Kultur und Geschichte Indiens
Hamburg



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1917



Druck von B. G. Teubner, Dresden.

Herrn Ingenieur H. E. Heÿerdahl
und Frau Alma geb. Hedrich
Zur goldenen Hochzeit 13. 5. 1917

Printed in Germany

Vorwort.

Als mich der Herr Verleger vor einiger Zeit aufforderte, für die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" einen Band über Indien zu schreiben, bin ich nach einigen Bedenken darauf eingegangen, da ich überzeugt bin, daß ein solches Buch nützlich sein kann. In der öffentlichen Diskussion spielt Indien jetzt eine recht große Rolle, wobei aber das Verständnis für indische Verhältnisse oft recht dürftig ist. Freilich war ich mir wohl bewußt, daß die Aufgabe eine schwierige war und daß ich sie nicht zu meiner vollen Befriedigung lösen konnte. Das Gebiet, das behandelt werden soll, ist sehr weit, und bei dem beschränkten Umfange des Buches ist es unmöglich, mehr als einen Umriß in großen Linien zu geben. Sehr vieles, was ich gern aufgenommen hätte, habe ich deshalb streichen müssen, und ich mußte es mir auch versagen, meine Ansichten zu begründen. Für Sachgelehrte ist aber das Bändchen nicht bestimmt. Sein Zweck ist lediglich, Indien dem gebildeten Publikum etwas näher zu bringen und zu zeigen, was es ist, wie es geworden ist und was die indische Kultur geleistet hat. Dabei habe ich mich immer bemüht, die Geschichte und die heutige Lage Indiens vom indischen Standpunkte aus zu beurteilen, zu untersuchen, wie es dem indischen Volke im Laufe der Zeiten ergangen ist und welche Bedeutung die verschiedenen fremden Eroberungen für die Entwicklung des Landes gehabt haben. Ich habe mich bemüht, ohne Leidenschaft und ohne Parteinahme zu schreiben; was mich aber geleitet hat, ist durchaus die tiefe Sympathie für Indien und die Inder, die ich seit meiner ersten Studentenzeit immer gehegt habe.

Inhaltsverzeichnis.

I. Das Land.

Unter Indien versteht man bei uns gewöhnlich das britische Indien, das große Reich im südlichen Asien, das seit 60 Jahren von der englischen Krone verwaltet wird. Der Name selbst ist nicht indischen Ursprungs. Er geht auf die persische Form des indischen Sindhu zurück, ein Wort, das „Fluß" und speziell den Indusfluß bezeichnet. Die Griechen machten daraus Indos, und daraus ist die bei uns gebräuchliche Bezeichnung des Landes entstanden.

Das britische Indien ist keine klar abgegrenzte geographische Einheit. Im Osten umfaßt es Birma und auch die Andamanen und Nikobaren, und Aden mit Perim und dem Sokotra-Protektorat werden politisch zu Indien gerechnet, während Ceylon und die Halbinsel Malakka nicht dazu gehören.

Das eigentliche Indien ist ein unregelmäßiges Dreieck, das sich von dem nördlichen Grenzgebirge zwischen dem Arabischen Meere im Westen und dem Bengalischen Meerbusen im Osten gegen Süden ausdehnt. Im Norden reicht das Land bis zum 37. Breitegrad, d. h. bis zur Höhe von Südsizilien, während die Südspitze, Kap Komorin, nur 8° vom Äquator entfernt ist. Von Ost nach West dehnt sich Indien über ungefähr 40 Längengrade, was einem Zeitunterschied von 2⅔ Stunden entspricht, und umfaßt 4 940 583 qkm mit ungefähr 325 Millionen Einwohnern.

Von dem übrigen Asien ist Indien dermaßen abgegrenzt, daß es als ein Appendix oder als ein besonderer Weltteil angesehen werden kann. Die ganze Nordgrenze entlang läuft das gewaltigste Gebirge der Erde, der Himālaja, „die Stätte des Schnees", in einer Länge von etwa 2550 km und einer Breite von mehr als 200, dem nördlich noch weitere Gebirgsketten vorgelagert sind. Bis zu 4500—5500 m über dem Meeresspiegel liegt der ewige Schnee, und die höchsten Gipfel erreichen fast 9000 m. Nur ganz wenige hohe und gefährliche Pässe führen über den Himālaja nach Norden, durch Sikkim im Osten, durch Almora in der Mitte und durch die Satledschtäler im Westen. Am niedrigsten ist der Draspaß in Kaschmir, der nur 3443 m hoch ist und fast das ganze Jahr hindurch benutzt werden kann. Im Westen

wird die Himālajakette durch den Indus und im Osten durch den Brahmaputra durchbrochen, während sich gegen Süden Querketten schieben, welche die Absperrung des Landes gegen die Außenwelt vollständig machen. Im Nordwesten, wo der Hindukusch mit dem Karakoram die äußersten Gebirgsgegenden jenseits des Indus abgrenzt und wo der 8120 m hohe Nanga Parbat als ein Eckturm der Himālajamauer emporragt, fängt eine Reihe von Gebirgsketten an, die sich bis zum Meere fortsetzen, der Safed Koh, das Sulaiman-Gebirge usw. Gerade hier finden sich die wichtigsten alten Verkehrsstraßen zwischen Indien und der Außenwelt, das Kabultal, der Khaiber-Paß, die Täler des Kurram, des Totschi und der Gomal und der Bolan-Paß in der Nähe von Quetta, welche alle nach Afghanistan führen, und die Pässe bei Kalat, welche nach Belutschistan hinüberleiten. Wo der Brahmaputra durch die Berge bricht, ziehen sich mehrere Gebirgszüge gegen Süden, trennen Ostbengalen von Assam und Birma und durchziehen Hinterindien. Auch hier hat von altersher ein gewisser Verkehr mit der Außenwelt stattgefunden, und in Zukunft wird die Technik den Versuch machen, die Schwierigkeiten zu bewältigen, welche der Verbindung mit den reichen chinesischen Grenzdistrikten entgegenstehen.

Wenn wir uns Indien aus der Vogelperspektive ansehen könnten, würden wir es in drei klar geschiedene Teile zerlegen, den Himālaja, die nordindische Ebene und die südliche Halbinsel, und diese Teile sind auch geologisch ganz verschiedenen Alters. Der weitaus älteste Teil ist der Süden. Noch in der paläozoischen Periode war er von dem übrigen Asien durch ein seichtes Meer getrennt, das über das heutige Belutschistan und Afghanistan, über die nordindische Ebene und auch in den nordwestlichen Himālajabergen wogte. Andererseits war Indien in der ältesten Periode wahrscheinlich mit Südafrika und mit Australien verbunden. Es gehörte also damals zu einem anderen Weltteil als heutzutage. Gegen Ende der Kreideformation wurde dann Indien der Schauplatz gewaltiger vulkanischer Störungen. Eine halbe Million Quadratkilometer wurde mit Lava und vulkanischen Ablagerungen bedeckt, und die südliche Halbinsel erhielt ihre jetzige Gestaltung, wobei das westliche Randgebirge als der Überrest der Wasserscheide des alten geschwundenen Festlandes angesehen werden muß. Im Norden fand eine Erhebung statt, wodurch Kalkstein der See aus nummulithischer Zeit bis zu 6000 m über dem Meeresspiegel

gehoben wurde und sich die gewaltigste Bergkette der Erde bildete, während große Teile des alten Kontinents im Meere verschwanden. Die große Niederung zwischen dem alten Lande in Südindien und dem neuentstandenen Gebirge wurde sodann allmählich durch alluviale Ablagerungen der aus dem Himālaja kommenden Flüsse aufgefüllt.

Der Himālaja ist ökonomisch der am wenigsten wichtige Teil Indiens. Die Landwirtschaft spielt eine untergeordnete Rolle, obgleich namentlich die Südabhänge häufig angebaut werden, wobei die ganze Gebirgsseite gern in Terrassen eingeteilt wird, die eine über der anderen. Wichtiger sind die großen Wälder, welche im Westen namentlich auf den Nordabhängen vorkommen, während im Osten auch die Südabhänge häufig mit Wald bedeckt sind. Im Tarai, dem sumpfigen Vorland der Berge, finden wir die richtigen Dschungeln, mit dichtstehenden Riesenbäumen und allerlei Gras und Rohr und dichtem Bambus, der eine immerwährende Dunkelheit bewirkt. Bis zu etwa 900 m gedeihen tropische Gewächse, Feigen, Baumfarne, Magnolien, Sal (Shorea arbusta), Orchideen usw. In größerer Höhe folgen Eichen, Lorbeerbäume, Ahorn, Birken, Erlen, Fichten und Tannen, und noch höher die schönen Rhododendronbäume mit ihren prachtvollen Purpurblüten. Namentlich der Deodār (Cedrus deodara), der „Götterbaum", den man auch Himālajazeder nennt, ist für die Berggegenden charakteristisch, und wer z. B. in Kaschmir gewesen ist, wird auch die schattenreichen Tschenare (Platanus orientalis), Walnuß- und Obstbäume und die Pappelalleen nicht vergessen. Dort oben in dem „glücklichen Tale" blühen auch die Reben, für die das indische Klima sonst durchgehends ungünstig ist. An edlen Metallen scheint der Himālaja nicht sehr reich zu sein, und die Tierwelt, mit den Ziegen und Steinböcken, den Bären, den verschiedenen Katzenarten usw., ist namentlich für den Sportsjäger von Interesse.

Der reichste und wichtigste Teil Indiens ist die nordindische Ebene, die auch der Hauptschauplatz der indischen Geschichte gewesen ist. Hier sind Eroberer auf Eroberer eingedrungen, neue Reiche und neue Staaten sind entstanden, immer wieder aber hat Indien hier die Fremden aufgenommen und sie allmählich in seinem Geiste umgeschaffen, so daß sie schließlich Inder geworden sind. Der Verkehr mit der Außenwelt war so schwierig, daß die neuen Einwanderer gewöhnlich nach kurzer Zeit jede Fühlung mit ihren früheren Genossen verloren.

Die Ebene dehnt sich über fast 800 000 qkm und ist 150—500 km breit. Langsam steigt sie von beiden Meeren empor, der niedrigste Punkt der Wasserscheide liegt nur 280 m über dem Meeresspiegel, etwa 1700 km von der Mündung des Ganges und 1400 km von der des Indus entfernt. Das Gefälle der Flüsse beträgt somit durchschnittlich 1 m auf 6 km, es ist jedoch nicht gleichmäßig, sondern nimmt nach der Küste zu allmählich ab. Die Landschaft dehnt sich recht einförmig mit endlosen Äckern und Feldern. Im Westen der Gangesebene ist in der trockenen Zeit alles grau, der Boden ist von dickem Staub bedeckt, und die Bäume stehen ohne Blätter da. Schon im Pandschāb macht die Landschaft vielfach den Eindruck einer Wüste, und im Industale und Rādschputāna herrscht der Wüstencharakter durchaus vor. Hier gibt es keine richtigen Wälder, nur kleinere oder größere Haine am Fuße der Berge oder an den Ufern der Flüsse. Je weiter man dagegen nach Osten kommt, desto grüner wird es. Die Dörfer entschwinden den Blicken in herrlichen Mangohainen. Unter dem schönen Pīpal (Ficus religiosa) sammeln sich die Dörfler zum Opfer und zum Gespräch über die Knappheit des Geldes und die Wetteraussichten; Palmen und Obstbäume geben herrlichen Schatten, kein anderer Baum aber tieferen als der Bor oder Banyan-Baum (Ficus indica), mit seinen vielen Luftwurzeln, die zu neuen Stämmen werden, so daß z. B. der berühmte Borbaum im botanischen Garten bei Kalkutta, mit seinem Laubgewölbe über mehr als anderthalb hundert Stämmen, einem großen Dorfe ähnlich sieht. Die ganze Ebene ist durch alluviale Ablagerungen entstanden, wobei glimmer- und kalkhaltiger Lehm überwiegt. Wie tief diese Ablagerungen sind, wissen wir nicht. Bei Kalkutta haben Bohrungen bei einer Tiefe von 146 m den Grund noch nicht erreicht, ebensowenig wie bei Lakhnau, wo sie bis zu 300 m unter dem Meeresspiegel hinabgeführt wurden. Außerhalb des Gangesdeltas gibt es eine Niederung, welche bis 550 m unter dem Meeresspiegel herabsteigt, und man hat vermutet, daß die Ablagerungen ebenso tief sind.

Die Flüsse, welche diese Schlammassen absetzten, kommen fast alle vom Himālaja, einige von seinem Nordrande, die meisten von seiner Südseite. Nördlich von der westlichen Ecke des Staates Nepal, in der Nähe des Kailāsaberges, entspringen die Quellen dreier großer indischer Flüsse. Der Tsanpo fließt gegen Osten, bis er bei dem 94. Grad nach Süden biegt und unter dem Namen Dihāng

in das britische Indien hineinströmt. Hier vereinigt er sich mit dem von Norden kommenden Dibāng und dem Luhit, welcher das Wasser aus den chinesischen Grenzgegenden gegen Westen führt. Unter dem Namen Brahmaputra fließt der vereinigte Strom, dessen Bett infolge des abgesetzten Schlammes häufig wechselt, durch Assam gegen Westen, bis er bei dem 90. Grad nach Süden abbiegt und unter dem Namen Dschamuna sich schließlich mit den östlichen Armen des Ganges vereinigt. Die letzten 1350 km, von Dibrugarh an, sind für Dampfer fahrbar. — Aus derselben Gegend kommt auch der Indus, der anfänglich gegen Nordwesten strömt und sodann in gewaltigen Schluchten durch die Himālajakette bricht. Bald nimmt er eine südwestliche Richtung, vereinigt sich mit den Flüssen aus den wilden Gebirgsgegenden südlich vom Hindukusch, und später, bei Atak, mit dem Kabulstrom. Jetzt wird das Gefälle geringer, und der Fluß strömt weiter durch sandige Ebenen, die oft zu Wüsten werden, die Flüsse aus den Gebirgsgegenden im Westen, Kurram, Gomal und andere aufnehmend, bis er sich in einem großen Delta bei Karatschi in das Arabische Meer ergießt. Infolge des abgesetzten Schlamms hebt sich das Flußbett, so daß häufig gefährliche Überschwemmungen eintreten, während die Umgegend sonst infolge der geringen Niederschläge wenig ertragsfähig ist. Unweit der Quellen des Indus entspringt auch der Satledsch, der anfänglich gegen Südwesten fließt, dann zwischen himmelhohen Felsen den Himālaja durchbricht, in steil abschüssigem Lauf weiterströmt, bis er bei Rāmpur eine Höhe von 900 m erreicht hat. Bei Bilaspur ist das Flußbett bis 300 m gesunken, und schließlich vereinigt sich der Satledsch nach einem Laufe von etwa 1500 km mit dem Indus.

Zwischen den beiden Strömen führen die übrigen Flüsse des Pandschāb die Feuchtigkeit aus den südlichen Abhängen des Himālaja dem Indus zu. Der Dschelam, der Hydaspes der Alten, bildet das schöne Kaschmirtal, nimmt sodann seinen Lauf nach Südwesten und erreicht schließlich nach einem abschüssigen Lauf, mit vielen Schluchten und Strudeln, die Ebene, vereinigt sich mit dem Tschenab und der Ravi, die von Nordosten herkommen, und ergießt sich schließlich in den Indus. Die Biās endlich, der letzte Fluß des Pandschāb, vereinigt sich nach einem Laufe von etwa 450 km mit dem Satledsch. Das Pandschāb ist im Osten fruchtbarer als im Westen, wo trockene Weiden die Landschaft charakterisieren. Die Flüsse des Pandschāb

werden in immer größerer Ausdehnung für ausgedehnte Bewässerungsanlagen verwendet, wodurch die landwirtschaftliche Lage vielfach gebessert worden ist.

Der Hauptstrom des östlichen Teiles der nordindischen Ebene ist der Ganges, der schließlich in sich alle anderen Ströme aufnimmt, welche den südlichen Teil des östlichen Himālaja durchfließen. Er entspringt im mittleren Himālaja, aus einer Eishöhle, welche den Namen Gaimukh, „Kuhmund", trägt, und wird anfänglich Bhagīrathī genannt. Bei Hardvār fängt das große Bewässerungssystem an, das zeitweise fast die ganze Wassermenge ableitet. Bei Allahabad vereinigt sich der Ganges mit der Dschamna, deren Quellen nicht allzuweit von denen des Ganges entfernt sind, und die schon früher den aus Zentralindien kommenden Tschambal aufgenommen hat. Bei Allahabad liegt ein heiliger Wallfahrtsort, der Prajāg, dessen Ruhm in das ferne Altertum zurückreicht. Noch weit vom Zusammenfluß kann man das Wasser der beiden heiligen Flüsse unterscheiden, das blaue der Dschamna neben dem gelbbraunen des Ganges. Weiter fließt der mächtige Strom gegen Osten, durch die Vereinigten Provinzen, an der heiligen Stadt Benares vorbei, wo die Hindus das ganze Jahr hindurch an den Ufern baden und von dem heiligen Wasser, das die Sünden tilgt und von Krankheiten heilt, trinken. Vom Norden her kommt der Gogr態fluß, der gleich dem Indus und dem Satledsch die Himālajakette durchbricht und den Westen des Staates Nepāl durchströmt, und in Bihar, bei der alten Kaiserstadt Patna, vereinigen sich mit dem Ganges der vom Norden kommende Gandak, der Fluß des mittleren Nepāls, und der Son, der aus dem Nordosten Zentralindiens kommt. Etwa 530 km von der Mündung wird das Gefälle so unbedeutend, daß überall Schlamm abgesetzt wird. Der Ganges strömt jetzt durch die reiche Provinz Bengalen und teilt sich allmählich in zahlreiche Arme, von denen einer der westlichsten, die Hughli, bis Kalkutta, der früheren Hauptstadt, für große Dampfer fahrbar ist. Zwischen der Hughli und dem Hauptstrome, der sich hier mit dem Unterlauf des Brahmaputra vereinigt, fließen zahlreiche Ströme fast unmerkbar dem Meere zu. Reichlicher Schlamm lagert sich ab, und es geht weiter durch Sumpf und Wald, wo die Flora eine Üppigkeit aufweist wie nirgends sonst in Indien, wo aber auch Schlangen und Tiger häufig den Aufenthalt ungemütlich machen, und wo das Fieber immer auf einen lauert. — Südlich von dem großen Delta des Ganges

und des Brahmaputra, durch hügliges Gelände davon getrennt, liegt das Delta der Mahānadī, des Flusses Orissas, das mit seinen ausgedehnten Reisfeldern und Palmenhainen einen ähnlichen Eindruck der Üppigkeit und Fülle macht. Hier, am Gestade des Bengalischen Meerbusens, liegt eine der heiligsten Stätten Indiens, der Tempel des Dschagannāth, wohin alljährlich die Frommen zu Hunderttausenden pilgern.

Südöstlich vom Pandschāb setzt sich das Wüstenland des Industales im westlichen Rādschputāna fort, wo der Thar, die indische Wüste, mit Sanddünen von einer Höhe von 15—30 m, sich bis zu der Ārāvalikette erstreckt. Hier fehlt es fast ganz an Vegetation. Nur in der Nähe der Städte, unter denen Dschaisalmer und Bīkaner die wichtigsten sind, ist es etwas grüner. Ein einziger Fluß, der Lūni, strömt gegen Südwesten zum Ran von Katsch, wo sich die Rādschputāna-Wüste mit der von Sind am unteren Indus vereinigt. Südlich und östlich von der Ārāvali ist die Natur etwas günstiger, obgleich auch hier der Sand eine große Rolle spielt und die Umgegend des Salzsees Sāmbhar recht wüst ist. Allmählich aber finden sich fruchtbarere Waldgegenden, und das südliche Rādschputāna ist seit Jahrhunderten die Heimat kräftiger und kampfesmutiger Stämme gewesen.

Der geologisch älteste Teil Indiens ist der Süden, der Dekhan, ein Wort, das einfach „südlich" bedeutet. Hier liegt das alte Grundgebirge, aus Granit, Gneis und anderen krystallinen Steinarten unter Schichten von Schiefern, die oft stark gefaltet sind. Hier finden sich auch die Quarzgänge, welche Gold in lohnender Menge enthalten. Von dem südwestlichen Rādschputāna an steigt das Land allmählich bis zur Wasserscheide des Vindhja, einer Reihe von Gebirgszügen, welche um den 23. Breitengrad Indien durchqueren und von altersher eine Grenzmauer gegen fremde Eindringlinge gebildet haben. Im Süden fallen die Berge ziemlich steil gegen das Bett der Narbada ab, und weiter südlich zwischen der Narbada und der Tapti folgen neue Gebirgszüge, die Satpuras, die Mahadeoberge usw. — In dem sogenannten Zentralindien liegen breite Ebenen aus rotem Sandstein, mit abgesetztem Schlamm darüber, gegen die Wasserscheide zu, und weiter Reihen von flachgipfeligen Hügeln mit tiefen Schluchten und oft mit Wald bedeckt. Die Flüsse gehören dem System der Dschamna und des Ganges an. Südlich vom Vindhja folgt der eigentliche Dekhan, die Zentralprovinzen

und die Madraser und Bombayer Präsidentschaften, ein Tafelland, das langsam von Westen gegen Osten sinkt, mit offenen Tälern und breiten Ebenen. Die Zentralprovinzen im Norden sind voll von waldbedeckten Bergen und die Wälder nehmen häufig einen dschungelartigen Charakter an. Das ist auch in dem östlichen Teile des Tafellandes östlich von der Godāvari der Fall, während die großen Binnenstaaten Haiderabad und Maisur in großer Ausdehnung angebaut sind. Schöne Akazien, Sāl (Shorea arbusta), Tiek (Tectona grandis), Tun (Cedrela toona), Tamarinden, Bambus und, namentlich im Süden, Sandelbäume sind charakteristisch für das Tafelland, und im Sommer machen die hochroten Dhākbäume (Butea frondosa) und die scharlachroten Wollbäume die dekhanische Landschaft anziehend für das Auge. — Im Osten wie im Westen wird das Tafelland durch Gebirgszüge, die sogenannten Ghāts, abgegrenzt. Die östlichen Ghāts ziehen sich in einer durchschnittlichen Entfernung von etwa 80 km die Ostküste entlang, mit gelegentlichen Ausläufern, welche in Landzungen endigen. Die Höhe des Kammes beträgt etwa 450 m. Unterhalb der Berge liegt die Koromandelküste mit grünen Reisfeldern und, auf dem sandigen Boden in der Nähe des Meeres, mit fast undurchdringlichen Palmwäldern. Die lange Küste bietet keinen einzigen natürlichen Hafen, die Schiffe müssen außerhalb der Städte vor Anker liegen. Die westlichen Ghāts steigen bis ungefähr 900 m empor, mit Gipfeln, die 1400, 2000, ja im Dodabettagipfel, in dem die östlichen und westlichen Ghāts zusammenlaufen, 2640 m erreichen. Sie erheben sich viel steiler als die östlichen Ghāts, und von der See aus machen sie tatsächlich den Eindruck von wirklichen ghāts, d. h. Landungstreppen, mit ihren Felsabhängen, die in flachen burgähnlichen Gipfeln endigen. Die Westseite ist zumeist mit Wald bedeckt. Im Norden führen verhältnismäßig bequeme Pässe, wie Borghat und Thalghat, in das Innere hinein. Gelegentliche Ausläufer durchziehen die Ebene am Fuß der Berge, und im Süden, im Malabardistrikt, laufen die Ghāts in das 2000—2400 m hohe Nīlgirigebirge aus. Südlich davon liegt eine tiefe Senkung, der Pālghāt, durch die eine Eisenbahn führt, und noch weiter südlich folgen neue Gebirgszüge, welche sich dann weiter auf Ceylon fortsetzen. Unterhalb der Berge liegt ein Streifen fruchtbaren Landes, wo namentlich der Reichtum an verschiedenen Palmenarten auffällt, die Malabarküste im Süden und der Konkan im

Norden, und hier finden sich mehrere alte Häfen und Faktoreien aus der Zeit der ältesten europäischen Ansiedlungen.

Von den südindischen Flüssen münden bloß zwei in das Arabische Meer, und beide ganz im Norden, in den Golf von Khambhaj (Cambay) nördlich von Bombay. Die Narbada, der nördlichere Fluß, fließt in ihrem Oberlauf in einem engen Bett in Kaskaden und Wasserfällen zwischen dem Vindhja und den Satpuras. Weiter unten wird sie breiter und ruhiger, und die letzten 100 km können bei Hochwasser mit Schiffen befahren werden. An der Mündung liegt Brotsch, eine der ältesten Hafenstädte Indiens. Südlich von den Satpuras fließt die Tapti, welche sich unweit der alten Stadt Surat in das Meer ergießt. Weiter südlich findet sich kein nennenswerter Fluß, der gegen Westen strömt. Die westlichen Ghâts bilden sozusagen die Wasserscheide, wie sie es in dem alten Kontinent, von dem Südindien einst ein Teil war, taten. Die Flüsse fließen bisweilen anfänglich westlich, biegen aber dann gegen Osten ab und strömen durch die östlichen Ghâts dem Bengalischen Meerbusen zu. In ihrem Unterlaufe werden sie in großer Ausdehnung für Bewässerungsanlagen abgeleitet.

Die wichtigsten von diesen südindischen Flüssen sind: die Godâvarî, welche in der Nähe von Nasik entspringt und auf ihrem 1400 km langen Laufe mehrere Nebenflüsse aufnimmt, so daß sie allmählich zu einem mächtigen Strom wird, den die Hindus für besonders heilig halten, und der dann schließlich, ehe er die Ebene erreicht, in eine großartige Schlucht eingeengt wird; — die Kistna, die in ihrem Oberlauf sehr schnell fließt, dann aber in der Ebene über weite Gebiete geleitet wird, und die Kaveri, der Hauptfluß Maisurs, der in der Neuzeit zur Gewinnung von elektrischer Kraft ausgebeutet wird.

Wie die indische Natur nicht einheitlich mit ihrem überall eigenen Gepräge ist, sich reicher Mannigfaltigkeit erfreut, so auch die indische Pflanzen- und Tierwelt. Namentlich ist die Flora mannigfaltiger als in irgendeinem anderen Gebiet gleicher Ausdehnung, und es wäre unmöglich, auf wenigen Seiten eine auch nur oberflächliche Vorstellung von ihrem Reichtum zu geben. Wir werden uns mit den schon gemachten Andeutungen begnügen, uns auch bei der Tierwelt auf einige Besonderheiten beschränken müssen.

Jeder, der in Indien gewesen ist, wird die großen Affen, die Languren oder Hanumans, im Gedächtnis behalten. Überall sieht man

sie, und überall werden sie mit besonderer Rücksicht behandelt, ja sie sind geradezu heilige Tiere. Man erzählt sich als Erklärung dieser Tatsache, wie der Affenfürst Hanuman dem Sagenhelden Rāma half, als ihm sein geliebtes Weib Sītā von Rāvaṇa, dem Herrscher der Unholde, geraubt worden war. In Wirklichkeit handelt es sich wohl aber um einen uralten indischen Kultus.

In der Sagenwelt spielt auch der Löwe eine große Rolle als der König der Tiere. Er war auch sicher früher weiter verbreitet als heute, wo er eigentlich nur in einer Steinwüste auf der Halbinsel Kathiavar vorkommt. Viel allgemeiner ist jetzt der Tiger, namentlich in den Sumpfgegenden an den Abhängen des Himālaja, im Gangesdelta und in den Dschungeln des Zentralplateaus. Gewöhnlich lebt der Tiger von Wild, wenn er aber alt wird und das schnelle Wild nicht mehr einholen kann, entdeckt er häufig, daß der Mensch eine viel leichtere Beute ist; dann wird er ein gefährlicher Menschenfresser, und wir hören von Tigern, die im Laufe eines Jahres mehr als hundert Menschen umgebracht haben, und um deretwillen ganze Dörfer verlassen werden. Andererseits ist der Tiger ein sehr gesuchtes Wild, dem der Jäger auf dem Rücken des Elefanten reitend nachstellt oder dem er in einem Baume auflauert, das er aber auch, besonders oft in Zentralindien, zu Fuß aufsucht. Der Bestand geht deshalb etwas zurück, noch immer aber werden alljährlich mehrere hundert Menschen von Tigern getötet. Auch die Panther und die Leoparden greifen bisweilen Menschen an, die letzteren sind aber besonders für die Hunde gefährlich. Eine Leopardenart, der Tschīta, wird wegen seiner Schnelligkeit dressiert und als Jagdtier verwendet.

Als Jagdwild geschätzt sind auch die verschiedenen Arten von Hyänen, Bären — zu denen auch ein Waschbär gehört — und Wölfen. Sehr interessant sind die wilden roten Hunde, welche in Herden jagen und angeblich sogar Tigern nachstellen und sie töten. Besonders charakteristisch ist der Schakal, dem in den meisten Dörfern und in vielen Städten die Straßenreinigung überlassen wird, und dessen klägliches Geheul in der Nacht die Vorstellung von Kindern in Gefahr erweckt. Im Märchen ist der Schakal der Berater des Löwen, wie in Europa der Fuchs der des Bären oder des Wolfes, und man versteht dies noch besser, wenn man sieht, wie der Schakal tatsächlich überall, wo ein Aas liegt, ein Vorrecht hat, das Geier und Krähen und andere Aasvögel respektieren.

Unter den indischen Tieren dürfen wir aber den Elefanten nicht vergessen, obgleich er eigentlich bloß in den unteren Abhängen des Himālaja und in den Gebirgsgegenden des Südens, von Maisur bis Kap Komorin, wild vorkommt. Die Jagd auf Elefanten ist Regierungsmonopol, und der Fang erfolgt gewöhnlich so, daß eine Herde in eine Einfriedigung getrieben oder gelockt wird. Bei ihrer Abrichtung bedient man sich bereits gezähmter Elefanten. Verwendet werden sie dann namentlich beim Aufschichten von Bauholz und zum Tragen anderer Lasten, besonders auch als fürstliche Prachtreittiere. Weit verbreitet sind auch wilde Pferde und Nashörner, sowohl in Indien wie in Birma, und von wilden Kuharten gibt es nicht weniger als fünf. Der wilde Jak findet sich bloß in den geographisch zu Tibet gehörenden Teilen Kaschmirs, wogegen der Büffel namentlich in Bengalen, Assam und Orissa häufig wild angetroffen wird und der Bison oder Gaur überall in den Bergwäldern vorkommt. Viel häufiger sieht man aber den zahmen Büffel, ja als Milchtier wird die Büffelkuh der gewöhnlichen Kuh meist vorgezogen. Die Büffelochsen spielen ihrerseits eine große Rolle als Lasttiere. Die gewöhnliche Kuh unterscheidet sich von der unsern durch den charakteristischen Höcker.

Wild, wie Hirsche, Rehe, Böcke und Ziegen, ist reichlich vorhanden; Arten wie der Sāmbhar, der Elch Indiens, und die Antilope haben insbesondere eine weite Verbreitung, während der dunkelblaue Nilgai, den die Hindus für heilig halten, namentlich in Hindustan und in Gudscharāt verbreitet ist. Sehr geschätzt als Wild ist auch der Eber (sus cristatus), der überall vorkommt, und den man reitend mit Lanzen jagt.

Die Zahl der Vogelarten ist groß und umfaßt die meisten aus Europa bekannten Arten. Kraniche und Schwäne, Gänse und zahllose Enten begegnen einem überall, und viele Vögel werden auch gefangen und in Käfigen verkauft, Mainas (Gracula religiosa), Papageien usw.

Nicht zu vergessen sind schließlich die Schlangen, von denen die meisten Arten nur lokal vorkommen. Viele von ihnen sind giftig, von diesen leben nicht weniger als 27 Arten im Wasser. Eine von den gewöhnlichsten und gefährlichsten indischen Schlangen ist die Brillenschlange, die etwa 1 m lang ist. Eine Unterart aber wird fast 4 m lang, und daneben gibt es viele andere gefährliche Schlangen, der Karait, der etwa $1\frac{1}{2}$ m wird, die Russellnatter (Vipera Russellii) usw. Von den Indern werden Giftschlangen oft gezähmt, und sehr beliebt sind Schaustellungen von Schlangenkämpfen mit deren Todfeinden, den Mangusten.

II. Klimatische Verhältnisse.

Die gewaltige Gebirgsbarriere, welche Indien im Norden von der Außenwelt trennt, hat bewirkt, daß sich das Land auch in seinen klimatischen Verhältnissen von den übrigen Teilen Asiens unterscheidet. Die unteren Luftströmungen des asiatischen Kontinents gelangen nicht nach Indien, das somit fast isoliert ist. Einen bedeutenden Einfluß übt die Tatsache aus, daß das indische Festland einen Teil des Jahres bedeutend wärmer, einen anderen Teil bedeutend kühler ist als die umgebenden Meere. Daraus ergibt sich ein Wechsel zwischen Perioden mit hohem Luftdruck über dem Kontinent und trokkenen Landwinden und solchen mit niedrigem Luftdruck und feuchten Seewinden. Diese periodischen Winde nennt man Monsune, von dem arabischen mausim, „Jahreszeit", das die Portugiesen in der Form monção aufnahmen. Man unterscheidet einen Nordostmonsun von Mitte Dezember bis Ende Mai mit trockenen Landwinden und einen Südwestmonsun, der von Juni bis Mitte Dezember weht und durch feuchte Luftströmungen von der See gekennzeichnet ist. In dieser Periode fallen fast 90 % der gesamten Regenmenge Indiens.

Der Nordostmonsun zerfällt in eine kühle und eine heiße Periode. Die kühle Zeit herrscht um Ende Dezember in ganz Indien vor, nachdem sie sich seit Anfang Oktober im Pandschāb vorbereitet hat. Die Luft ist durchgehends klar, das Wetter schön, und der Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur verhältnismäßig groß. Die Bewegung der Luft ist in Nordindien östlich, wird in Bengalen südöstlich bis südlich; im Bengalischen Meerbusen strömt die Luft gegen Südwesten und Westen, und diese Bewegung setzt sich über der südlichen Halbinsel fort, wo somit die Windrichtung gerade der in Nordindien entgegengesetzt ist. In der Zwischenzone herrschen wechselnde und leichte Winde vor.

Während dieser Zeit kehren die höheren Luftströme gegen Norden zurück, in Fortsetzung der um den Äquator aufsteigenden Bewegung der feuchten Luft. Andererseits entstehen Stürme, welche in östlicher Richtung über Persien und Indien ziehen und im Hochgebirge reichliche Niederschläge verursachen. Auch sonst bewirken sie teilweise Niederschläge, so in Nord- und Mittelindien. In Rādschputāna, Zentralindien und den Zentralprovinzen kommen lokale Hagelstürme

und Gewitterregen vor. In Südindien bewirken die östlichen Winde gelegentlich Wolkenansammlungen, und in den Küstengegenden fällt bisweilen Regen nach den zyklonischen Stürmen in Nordindien. Von März an wird die Temperatur höher. Während sie im Januar durchschnittlich 10° C in Rāvalpindi, 12,7° in Lahor und 25° in Tritschinopoli beträgt, steigt sie im März auf 17,5, bzw. 20,9 und 29,6°, im Mai auf 28,7, bzw. 31,8 und 32,4° und erreicht im Juni durchschnittlich 31,7, bzw. 34,1 und 31,4°. Mit der steigenden Temperatur wird der Luftdruck geringer, während im Bengalischen Meerbusen und im Arabischen Meer die Winde unter Beibehaltung der nordöstlichen Richtung ständig schwächer werden. Schließlich entstehen in den heißesten Gegenden Depressionszentren, welche allmählich größere Ausdehnung erlangen und die Luft vom Meere heranziehen. Starke Winde wehen die Flußtäler hinab. Infolge des Unterschiedes zwischen der Nacht- und der Tagestemperatur und der Verschiedenheit des Feuchtigkeitsgrades treten in Sind und Rādschputāna, im Pandschāb und in der Gangesebene lokale Sandstürme, in Bengalen, Assam, Birma, im Dekhan und an der Westküste Gewitterstürme auf. Auch Hagelstürme sind nicht selten, namentlich in Nordindien und in Assam. Wo die starken Luftströmungen durch Gebirge zu gewaltsamem Emporsteigen gebracht werden, entstehen gelegentlich furchtbare Tornados.

Nach und nach wird die Luft in den Küstengegenden feuchter und im Inneren trockener, der Südwestmonsun fängt an sich zu entwickeln und breitet sich in den Monaten Juni bis September über ganz Indien aus. Infolge der steigenden Erwärmung werden die Druckverhältnisse allmählich verschoben, die südlich vom Äquator vorherrschenden südöstlichen Winde finden nicht mehr genügend Widerstand, und plötzlich brechen sie durch die Äquatorialzone und verpflanzen sich in das Arabische Meer und in den Bengalischen Meerbusen hinein. Hier entstehen Stürme, welche in den Küstengegenden von Bengalen und Orissa heftige Regengüsse verursachen. Die Hauptmasse der Monsunwinde erreicht hier Birma und Tenasserim und verbreitet sich weiter über das Irawadital. Das Resultat ist ergiebiger Regen in ganz Birma. Ein Teil wird aber durch das Arrakaner Küstengebirge gegen Westen abgebogen, setzt sich in nördlicher bis nordwestlicher Richtung fort und teilt sich schließlich in zwei Ströme. Der eine geht durch das Assamtal, wo die an den Südabhängen der

Berge festgestellte Niederschlagsmenge die größte ist, die je irgendwo auf der Erde gemessen worden ist. So beträgt die durchschnittliche Regenhöhe bei Tscherrapandschi 12090 mm und hat einmal, im Jahre 1861, 22 987 mm erreicht. Der andere Teilstrom wird durch den Himālaja gegen Westen gedrängt und gibt an der ganzen Gebirgskette entlang bis Kaschmir im Westen Regen ab. Auch im Arabischen Meere entstehen oft zyklonartige Stürme, die den Verkehr gefährden. Sie folgen der Küste bis etwa zur Höhe von Bombay und biegen sodann gegen Westen ab. Die Hauptmasse der Monsunströmungen aber stößt gegen die indische Westküste, wo reichlicher Regen fällt. Dann wird sie teilweise durch die westlichen Ghāts in die Höhe getrieben und gibt dabei so viel Regen ab, daß sie, von Feuchtigkeit entladen, ohne wesentliche Niederschläge zu verursachen, über die Halbinsel weiterzieht, um sich schließlich mit den Strömungen des Bengalischen Meerbusens zu vereinigen. Der Rest überschreitet die Küste nordwestlich von Bombay, wo Niederschläge erfolgen, und geht sodann, ohne Regen abzugeben, über die Sandwüste, bis er durch die Ārāvaliberge nach Norden und Nordosten abgebogen wird. Er geht, ohne Sind zu berühren, weiter bis zum Ostpandschāb, wo er mit dem aus dem Bengalischen Meerbusen kommenden Strome zusammenstößt und teilweise durch den Himālaja eine westliche Richtung erhält. Hierdurch werden Niederschläge in wechselndem Umfange im Ostpandschāb, Osträdschputāna und im westlichen Himālaja verursacht. Der südliche Teil der nordindischen Ebene liegt somit zwischen den beiden Strömungen. Hier sind die Winde unregelmäßig, häufig und stark und werden nicht selten zu Stürmen mit heftigen Regengüssen.

Es liegt auf der Hand, daß der Monsun nicht überall gleichzeitig auftreten kann. In normalen Jahren beginnt er auf der Malabarküste am 3. Juni, im Ostpandschāb am 30. Juni usw. Juli und August sind die wichtigsten Regenmonate, Anfang September fängt der Monsun an zurückzuweichen, und gegen Ende des Monats hat er durchgehends seinen Abschluß gefunden. Dies Verhältnis ist aber keineswegs konstant, der Monsun kann sich stark verspäten und auch zu früh aufhören. Weiter kommen längere oder kürzere, allgemeine oder partielle Unterbrechungen vor, und auch sonst muß mit allerlei Unregelmäßigkeiten gerechnet werden. Auch ist die Regenmenge in den verschiedenen Teilen des Landes sehr verschieden, von etwa 70 mm in Obersind bis mehr als 12000 in Assam, ja bisweilen fällt in den

trockensten Gegenden das ganze Jahr hindurch überhaupt kein Regen. Überall aber, wo nicht für künstliche Bewässerung gesorgt worden ist, ist der Südwestmonsun für Indien eine Lebensfrage.

Die Zeit von Ende September bis gegen Ende Dezember bildet den Übergang zu dem trockenen Monsun. Dieser Zustand fängt zuerst in Nordindien an. Nach abschließenden Gewittern und Stürmen schwinden die Wolken, die Nachttemperatur sinkt, während die Tagestemperatur anfänglich steigt, um später aber gleicherweise zu sinken. Die feuchten Luftströmungen ziehen sich zurück. Im Innern des Bengalischen Meerbusens biegt der Monsunstrom infolge besonderer Druckverhältnisse um und verursacht Regen an der Ostküste, von den Sarkars südlich von der Mahānadī an bis zur Koromandelküste. Mitte Dezember hat sich endlich das Tiefdruckgebiet aus dem Bengalischen Meerbusen entfernt. Ähnlich liegt die Sache im Arabischen Meere, wo der zurückweichende Monsun gelegentlich an der Malabarküste Regen abgibt. Auch während dieser Periode kommen zyklonische Stürme vor, namentlich im Oktober im Bengalischen Meerbusen. Diese sind nicht selten verhängnisvoll gewesen und verursachen gelegentlich auch große Flutwellen, welche weit und breit Verwüstung bewirken.

Die klimatischen Verhältnisse sind überhaupt alles andere als einfach. Nicht bloß wechseln Regenmenge und Temperatur in den verschiedenen Teilen des Landes sehr stark. An einem Orte kann im Laufe eines ganzen Jahres jeder Regen ausbleiben, an einem anderen fallen an einem Tage 1000 mm. Im Winter kann das Thermometer in Rāvalpindi 3,5° aufweisen, während in Jakobabad im Sommer 52° Wärme gemessen werden. Auch an dem einzelnen Orte sind die Unterschiede in den einzelnen Jahren sehr bedeutend. Vor allem aber ist das Ausbleiben des Monsuns eine Möglichkeit, mit der gerechnet werden muß, und das bedeutet nur zu oft Dürre, Mißwachs und Hungersnot.

III. Bevölkerungsverhältnisse.

Bei der letzten Volkszählung vom Jahre 1911 betrug die Bevölkerung des britischen Indiens und der dazu gehörenden indischen Staaten 315 156 396, es kamen also 68 Einwohner auf 1 qkm. Die Volksdichte Indiens liegt somit zwischen der Frankreichs (74 auf 1 qkm) und Portugals (63). In dem eigentlichen britischen Indien ist die Zahl höher,

nämlich 86, also etwas größer als in Österreich-Ungarn (79) und etwas kleiner als in der Schweiz (91), während in den indischen Staaten wie in Spanien 39 Einwohner auf 1 qkm kommen. Die einzelnen Teile des Landes weisen durchgehends sehr große Verschiedenheiten auf. In Belutschistan kommen z. B. nur 2 Einwohner auf 1 qkm, gegenüber 714 in dem Distrikt Häbara (Howrah) in Bengalen. Große Teile Indiens bestehen aus Gebirge und Wüste, und in zwei Fünfteln des ganzen Landes kommen weniger als 40 Einwohner auf 1 qkm, während in anderen Gegenden, in denen ein Drittel der Bevölkerung wohnt, die Zahl 200 übersteigt. Auch wenn wir von den nicht angebauten Landstrichen absehen, sind die Unterschiede bedeutend. Die dichteste Bevölkerung findet sich in den angebauten Distrikten von Bengalen, in einem Teile der Provinz Bihar und Orissa, in den Vereinigten Provinzen und in den Staaten Kotschin und Travankur, während Belutschistan am dünnsten bevölkert ist. Die Zahl der Einwohner auf 1 qkm verteilte sich bei der letzten Volkszählung wie folgt:

Adschmer-Mervara	71		Vereinigte Provinzen	165	(320)
Assam	44	(295)	Zentralprovinzen	47	(139)
Belutschistan	2		Baroda	96	(132)
Bengalen	213	(444)	Haiderabad	63	(116)
Bihar u. Orissa	137	(310)	Kaschmir	14	(395)
Birma	20	(199)	Kotschin	261	(473)
Bombay	56	(171)	Maisur	76	(232)
Kurg	43	(306)	Rädschputäna	32	
Madras	112	(303)	Travankur	175	(425)
Nordwestl. Grenzprovinz	63	(204)	Zentralindien	47	(147)
Pandschäb	68	(175)			

Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das angebaute Land mit Ausschluß des unbebauten.

Der wichtigste für die Volksdichte bestimmende Faktor ist nicht wie in Europa die größere oder geringere Entwicklung der Industrie. Zwei Drittel der Bevölkerung lebt von der Landwirtschaft, und die Industrie spielt eine untergeordnete Rolle. Das entscheidende Moment ist daher die Ertragsfähigkeit des Bodens, und diese hängt wesentlich von der Bewässerung ab. Das zeigt sich sehr deutlich in solchen Gegenden, die künstliche Bewässerung erhalten haben. Im Distrikt Lyallpur im Pandschäb z. B., wo früher kaum 3 Personen auf 1 qkm kamen, stieg aus diesem Grunde die Zahl im Jahre 1911 auf 105, und sie steigt noch immer. Neben der Bewässerung ist auch die Gestaltung der Oberfläche des Landes von Bedeutung, in-

sofern als abschüssiges oder hügeliges Gelände, wo das Wasser schneller abläuft und wegtrocknet und die Erde leicht weggeschwemmt wird, weniger ertragsfähig ist. Die Art des Bodens selbst ist zunächst nur von geringerer Bedeutung. Sowohl im Industale wie im Gangestale besteht z. B. der Boden aus angeschwemmten Ablagerungen. Im Gangestale sind reichliche Niederschläge, und hier ist alles grün und fruchtbar, während am Indus, wo es trocken ist, der Boden zur Wüste geworden ist. Außer diesen gibt es auch noch andere Momente, die einen gewissen Einfluß ausüben. So können politische Unruhen dazu beitragen, daß die Volksdichte geringer wird, und wo das Land morastig und ungesund ist wie in Assam, hat auch dies einen nachteiligen Einfluß. Im großen und ganzen aber wird die Volksdichte wesentlich durch die sich aus der mehr oder weniger reichen Bewässerung ergebende Ertragsfähigkeit der Erde bestimmt.

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land spielt hingegen eine recht untergeordnete Rolle. Die indische Bevölkerung ist ganz vorwiegend eine ländliche, und bloß 9½ % wohnen in Städten, wobei freilich der Begriff Stadt in sehr weitem Sinne gebraucht wird, da die sogenannten Städte häufig einfach große Dörfer sind. Die Bevölkerung der großen Städte ist aber in den letzten paar Jahrzehnten, infolge der Entwicklung der Industrie, stärker angewachsen als früher. Sie umfaßt sehr viele Diener, Fabrikarbeiter und Geschäftsgehilfen, und daraus erklärt sich der hohe Prozentsatz der Männer. Durchschnittlich kommen in den indischen Städten 847, unter der eingewanderten Bevölkerung in Kalkutta sogar nur 357 Frauen auf je 1000 Männer, während das Verhältnis für das ganze Land 953 zu 1000 ist. Von großen Städten, mit mehr als 200 000 Einwohnern, besaß Indien im Jahre 1911 im ganzen 30. Die wichtigsten waren Kalkutta mit Vorstädten 1 222 313, Bombay 979 445, Madras 518 660, Haiderabad 500 623, Rangun 293 316, Lakhnau 259 798, Delhi 232 837, Lahor 228 687, Ahmadabad 216 777 und Benares 203 804. Die Hauptstadt ist seit Dezember 1911 Delhi. In den Sommermonaten und während der Regenzeit aber residiert die indische Regierung in Simla in den Bergen des Pandschāb.

Die Zahl der Häuser wird auf 63,7 Millionen angegeben. Dabei wird jedoch der Begriff Haus recht verschieden gefaßt. Die Arbeiterklassen haben oft bloß eine oder zwei einräumige Hütten, während anderswo ein „Haus" eine Reihe von verschiedenen Wohnungen für

die Mitglieder der Familie und für die Dienerschaft umfaßt. Sehr häufig bleibt die Familie in einem solchen Hause oder Häuserkomplex zusammen, auch nachdem die Söhne selbst eine Familie gegründet haben. Namentlich ist diese Sitte bei den hochkastigen Hindus sehr verbreitet, während die Gemeinschaft bei den Muhammedanern, den niedrigstehenden Stämmen und den unteren Hindukasten dann gern aufgehoben wird. Die Häuser selbst sind sehr verschiedener Art. Wo das Klima feucht ist, werden sie gern aus Flechtwerk hergestellt, und falls der Winter kalt ist, wird dies Flechtwerk mit Lehm überzogen. In trockenen Gegenden sind Lehmhütten die Regel. Außerdem finden sich auch namentlich in den Städten viele Häuser aus Ziegelsteinen. In Birma andrerseits sind hölzerne Häuser ganz allgemein.

Der jährliche Zuwachs der Bevölkerung ist geringer als in den germanischen Ländern und beträgt durchschnittlich ungefähr einhalb Prozent. Die Geburten sind zahlreicher, und zwar etwa 44 auf ein Tausend gegen 32 in Europa. Sehr viele Kinder sterben aber in den ersten Lebensjahren. Die Hebammen sind häufig schlecht und die sanitären Verhältnisse bei der Geburt unbefriedigend. 28 % der Kinder sterben vor Vollendung des ersten Lebensjahres und 8,6 % während des zweiten. Dann fällt die Sterblichkeit bis 1,23 % zwischen elf und zwölf, um wieder langsam zu steigen bis 2 % zwischen 24 und 25, 3 % zwischen 38 und 39, 4 % zwischen 49 und 50, 5,78 % zwischen 59 und 60, usw. Bei dem geringen Zuwachs spielen die Folgen der Hungersnot und ansteckender Krankheiten eine große Rolle. Die Gefahr einer Hungersnot wird allerdings immer geringer, da die hohe Entwicklung des Verkehrswesens es heute immer möglich macht, Getreide aus anderen Gegenden zu beschaffen. Immerhin ist sie auch heute noch von Bedeutung, um so mehr, weil sie häufig Cholera und andere Seuchen nach sich zieht. Auf der anderen Seite werden diese unheilvollen Folgen gewöhnlich dadurch bald ausgeglichen, daß nachher eine Periode größerer Fruchtbarkeit folgt. Auch bösartige Fieberepidemien und Pest tragen häufig dazu bei, daß die Volksvermehrung verlangsamt wird, ja bisweilen können wir sogar in einzelnen Gegenden ein Zurückgehen der Volkszahl feststellen.

Bei Pest und anderen Seuchen ist die Sterblichkeit gewöhnlich größer unter den Frauen als unter den Männern, während bei

Hungersnot das Gegenteil der Fall ist. Durchgehends ist das Leben der Frauen ungesunder als das der Männer. Jene halten sich zumeist im Hause auf, in dunklen Ecken, wo die Fieber-Moskitos schwärmen. In den unteren Klassen müssen sie sehr hart arbeiten, und in den höheren Klassen, wo sie streng abgesondert leben, sind sie häufig infolge der ungesunden Unterkunft tuberkulös. Zudem werden die jungen Mädchen gewöhnlich weniger gut behandelt als die Knaben. Weiter heiraten sie in einem sehr jungen Alter und werden früh Mütter, ehe ihre Konstitution dazu kräftig genug ist. Sehr viele von ihnen sterben auch im Kindbett. Es ist somit nicht zu verwundern, daß die Zahl der Frauen in ganz Indien bloß 95—96 % von der der Männer ausmacht, namentlich wenn man bedenkt, daß die weiblichen Geburten weniger zahlreich sind als die männlichen, indem auf 1000 Knaben bloß 937 Mädchen kommen. Natürlich kommen auch hier Abweichungen vor, in den Berggegenden in Assam z. B. sind die Frauen sogar in der Mehrzahl. Ihre Zahl ist verhältnismäßig am kleinsten im Nordwesten, steigt allmählich gegen Osten und Süden, und ist am höchsten in Madras. Das Übergewicht des männlichen Elements ist besonders groß in solchen Gegenden, wo viele Arbeiter, die dann ihre Familien gewöhnlich zurücklassen, hinkommen, um vorübergehend Beschäftigung zu finden.

Die wichtigsten Verschiebungen dieser Art bestehen in Wanderungen aus Bihar und Orissa, Madras, den Vereinigten Provinzen und Rädschputāna, vor allem nach Bengalen, Assam und Birma. Hier in den Industriezentren Bengalens, den Teepflanzungen Assams und den Reismühlen und Ölquellen Birmas werden sehr viele Arbeiter gebraucht, und das ungenügende lokale Angebot hat eine bedeutende Einwanderung zur Folge. Ein Teil von diesen Einwanderern läßt sich dauernd nieder, ein großer Teil aber kehrt nach einiger Zeit in die alte Heimat zurück. In anderen Gegenden ist das Angebot von eingeborenen Arbeitern genügend, so z. B. in Bombay, wo die Einwanderung trotz der großen Entwicklung der Industrie unbedeutend ist. In Madras finden sich unter den niedrigstehenden Kasten sehr viele, die kein Bedenken hegen weit wegzuwandern, und die meisten vorderindischen Arbeiter in Birma und auf Ceylon kommen aus dieser Präsidentschaft. In solchen Gegenden, wo viele Arbeiter auf kürzere oder längere Zeit wegziehen, ändert sich dann natürlich auch das Zahlenverhältnis unter den Geschlechtern, so daß

die Frauen in Bihar und Orissa und in Madras überwiegen. Ein ähnliches Verhältnis finden wir in den Zentralprovinzen, namentlich unter den animistischen Stämmen, und auch unter der eingeborenen Bevölkerung in Birma. Überhaupt ist die Zahl der Frauen am kleinsten namentlich in den höheren hinduischen Kasten.

Die Bewegungen innerhalb der Bevölkerung, die wir kennen gelernt haben, sind nicht die einzigen. Wo durch künstliche Bewässerung neue Gebiete für den Anbau geeignet gemacht werden, strömen Leute aus der weniger begünstigten Nachbarschaft und auch aus mehr entlegenen Gegenden herzu. Dies ist z. B. in großer Ausdehnung in den Kanalkolonien des Pandschāb der Fall. Die Marvari-Kaufleute sind überall zu sehen. Ja es gibt auch Auswanderer, welche weit wegziehen, nach den französischen und holländischen Kolonien, namentlich aber nach anderen Teilen des britischen Weltreichs. Bei der Volkszählung im Jahre 1911 wurden z. B. 474 000 auf Ceylon gezählt, 231 000 in den Straits Settlements und den dortigen Staaten, 88 000 in Britisch-Guyana, 73 000 in Natal, 51 000 in Trinidad, 35 000 in Mauritius, 29 000 in Fidschi, 8000 auf Jamaika und 8000 in Zansibar. Von diesen kamen nicht weniger als 85 % aus Madras, und die meisten von ihnen waren Plantagenarbeiter. Ihre Lage ist oft sehr schlecht, und die Behandlung, die ihnen in den britischen Kolonien zuteil wird, ist häufig in Indien streng gerügt worden.

Auch von solchen Auswanderern kehren viele schließlich in die Heimat zurück, wie die Inder durchgehends wenig geneigt sind, ihre Heimat dauernd zu verlassen. Bei der letzten Volkszählung wohnten denn auch 91,3 % in der Gegend, wo sie geboren waren. Dabei sehe ich von den unwesentlichen Verschiebungen ab, welche darin ihre Ursachen haben, daß die Hindus gern für ihre Söhne die Frauen in einem anderen benachbarten Dorfe suchen.

IV. Eheschließung.

Die Zahl der Inder, die überhaupt nicht heiraten, ist ganz unbedeutend. Innerhalb der ganzen Bevölkerung sind 46 % von den Männern und 48 % von den Frauen verheiratet, und weitere 5 % bzw. 17 % sind verwitwet. Ferner besteht die große Mehrzahl der Unverheirateten aus kleinen Kindern. Drei Viertel von allen Junggesellen sind unter fünfzehn, und fast vier Fünftel von allen unverheirateten Frauen unter zehn und nicht einmal 5 % älter als fünfzehn. In den

höheren Altersklassen gibt es fast niemand, der nicht verheiratet ist oder war, wenn wir von solchen absehen, welche an unheilbaren Krankheiten leiden oder aus religiösen Gründen nicht heiraten.

Unter den Hindus ist es geradezu für den Mann eine religiöse Pflicht zu heiraten, und für die Eltern ist es eine Schmach, unverheiratete Töchter, die das Pubertätsalter erreicht haben, im Hause sitzen zu haben. Auch in den anderen Religionsgemeinden ist aber Heirat die Regel. Wie aus den gegebenen Zahlen hervorgeht, heiratet man auch viel früher als in Europa. Von Knaben zwischen fünf und zehn Jahren sind 4 % verheiratet, und von den Mädchen volle zehn. Im ganzen gibt es 2½ Millionen verheiratete Frauen, die noch nicht zehn Jahre alt sind. Die Sitte, die jungen Mädchen in einem so frühen Alter heiraten zu lassen, ist unter den Hindus verbreiteter als unter den Anhängern anderer Religionen. In der Altersstufe 10—15 sind bei ihnen 49 % verheiratet, während die entsprechenden Zahlen bei den Muhammedanern, Animisten und Buddhisten 39 bzw. 18 und 1 sind.

Unter den Hindus finden wir nicht selten, daß die Ehe vor dem vollendeten fünften Lebensjahr abgeschlossen wird, so bei 1 % der Knaben und 1,8 % der Mädchen. In der Altersstufe von 5—10 Jahren sind die entsprechenden Zahlen 4,8 % und 13,2 %. Die Sitte der **Kinderehen** ist aber nicht überall gleichmäßig verbreitet, am häufigsten finden wir sie in Bihar und Orissa, Baroda, Zentralindien und Haiderabad. Dabei ist sie in höheren Gesellschaftsschichten mit Ausnahme von Zentralindien und Haiderabad, wo Kinderehen auch unter den Brahmanen häufig sind, weniger allgemein. Gerade unter den hochkastigen Reformatoren ist eine Bewegung gegen die Kinderehen ins Leben gerufen, und zwei fortschrittliche indische Fürsten, der Gaikvar von Baroda und der Mahārādscha von Maisur, haben Gesetze erlassen, die auf eine Einschränkung der Sitte abzielen. Bei der Beurteilung der Kinderehen dürfen wir nicht übersehen, daß bloß die eigentliche Heiratszeremonie in diesem frühen Alter stattfindet. Die junge Braut bleibt noch nach der Hochzeit im Elternhause wohnen, um bei Eintritt der Pubertät in ihr neues Heim geführt zu werden. Erst dann fängt gewöhnlich das eheliche Zusammenleben an, obgleich in einzelnen Gegenden das Pubertätsalter nicht abgewartet wird. Jedenfalls wird die junge Frau häufig Mutter, bevor sie körperlich ganz entwickelt ist, was natürlich für sie selbst wie für das Kind sehr nachteilig sein muß.

Trotzdem nun die meisten Inder heiraten, gibt es viele Einschränkungen und Hindernisse, welche die Heirat erschweren. So ist es bei den Hindus Sitte, daß der älteste Sohn vor den jüngeren heiraten muß. Den meisten Beschränkungen unterliegt aber die Auswahl der Braut, namentlich dort, wo das Kastenwesen vorherrscht.

So darf jedenfalls bei der ersten Ehe nicht außerhalb der Kaste oder Unterkaste geheiratet werden. Dann gibt es innerhalb der Kaste Gruppen, gewöhnlich solche, welche theoretisch denselben geistigen Ahnherrn haben, und es darf wiederum nicht innerhalb der eigenen Gruppe geheiratet werden. Auf ähnliche Weise finden wir außerhalb des Hinduismus, namentlich bei den totemistischen Stämmen, solche exogame Gruppen, deren Mitglieder nicht unter sich heiraten dürfen. Diese Gruppen haben je ihr besonderes Totem, ein Tier, eine Pflanze, einen Baum usw., das der Gruppe ihren Namen gibt und in einem mystischen Verhältnis zu den Gruppenmitgliedern steht. Man hat auch vermutet, daß die exogamen Gruppen der Hindus zum Teil auf solche totemistische Gruppen zurückgehen. Gewöhnlich ist es bloß die vermutete Verwandtschaft väterlicherseits, welche ein Ehehindernis bildet. In Nordindien gibt es aber daneben eine Regel, die die Ehe mit allen nahen Verwandten, oft bis zum siebenten Glied, verbietet. In Südindien gilt diese Einschränkung nicht, und hier ist es bisweilen sogar notwendig, die Tochter der Schwester des Vaters oder des Bruders der Mutter zu heiraten. Andrerseits finden wir auch Spuren einer Ordnung, wonach die Verwandtschaft mütterlicherseits bestimmend ist. So bei den Khāsis in Assam, wo der Mann der Familie seiner Frau zugerechnet wird, und bei einigen südindischen Stämmen. Andere Einschränkungen in der Gattenwahl sind mehr lokaler Art. Häufig darf man kein Mädchen aus dem eigenen Dorfe heiraten; bisweilen muß die Braut derselben Generation angehören, und ganz allgemein ist die sogenannte Hypergamie, nach der ein Mädchen nur einen Mann von ihrem eigenen oder einem höheren Stande heiraten darf. Widrigenfalls sinken auch die Eltern zu der sozialen Stufe des Schwiegersohnes herab. Den höheren Klassen in Bengalen wird es auf diese Weise häufig sehr schwer, passende Männer für die jungen Mädchen zu finden. Dies hat bisweilen zu einer regelrechten Polygamie geführt. Vornehme Männer nahmen dann möglichst viele Frauen, ohne sich aber weiter um sie zu kümmern. Ein indischer Schriftsteller berichtete z. B. im Jahre 1871 von vier Brahmanen

in einem einzigen Dorfe, von welchen jeder 65 bzw. 56, 55 und 41 Frauen hatte, und man erzählt von Eheherren, die es notwendig finden, über ihre Frauen Buch zu führen. Diese Sitte scheint aber allmählich aufzuhören, seitdem die Ehemänner gesetzlich verpflichtet sind, für ihre Frauen zu sorgen. Bei den Muhammedanern sind die Einschränkungen in der Gattenwahl geringfügiger. Es gilt als erwünscht, daß die erste Frau eine Jungfrau ist, deren soziale Stellung der des Mannes entspricht, und die Gatten dürfen nicht allzu nahe verwandt sein, obgleich die Eltern häufig Geschwister sind. Die Buddhisten in Birma dürfen jede Frau heiraten mit der Ausnahme von Schwestern, Müttern, Töchtern, Tanten, Großtanten und Enkelinnen, und die Animisten heiraten innerhalb des Stammes, aber außerhalb der totemistischen Gruppe.

Wir haben gesehen, daß ein Mann mehrere Frauen haben darf. Das hinduische Recht kennt hier keine Beschränkung, und der Islam gestattet, vier Frauen zu nehmen. In der Regel aber hat jeder bloß eine Frau. Die meisten hinduischen Kasten stellen sich ablehnend zu der Vielweiberei, falls nicht die erste Frau unfruchtbar ist oder an einer unheilbaren Krankheit leidet, auch spielt bei ihnen wie bei den Muhammedanern die Kostenfrage eine bedeutende Rolle. Ferner wird dadurch, daß die Männer zahlreicher sind als die Frauen, und daß jeder theoretisch heiraten muß, ein entsprechender Ausgleich herbeigeführt. In einigen Gegenden finden wir auch die umgekehrte Sachlage, die Polyandrie, indem eine Frau mehrere Männer hat. Namentlich ist dies der Fall in den Himālajaländern, bei einigen Gebirgsvölkern im Pandschāb und in den Nilgiris, und bei gewissen tiefstehenden Kasten an der Malabarküste. Gewöhnlich ist das Verhältnis so, daß mehrere Brüder eine gemeinsame Frau haben. Die Kinder gehören dann dem ältesten Bruder, oder die Frau entscheidet über die Vaterschaft.

Ganz anders wieder ist es bei mehreren primitiven Stämmen in Assam und Südindien und einigen tiefstehenden Kasten in Kaschmir, dem Pandschāb, den Vereinigten Provinzen und den Zentralprovinzen und in Belutschistan. Hier wird den unverheirateten Mädchen große Freiheit gelassen. Bei den tibeto-birmanischen Stämmen in Assam schlafen die jungen Burschen in großen gemeinsamen Schlafsälen, wohin die Mädchen nur zu leicht den Weg finden. Durchgehends aber steht die Moral unter den Frauen sehr hoch, bei den Muhamme-

danern und Hindus wenigstens ebenso hoch wie in Europa, und auch bei den primitiven Stämmen wird die Ehe gewöhnlich heilig gehalten, obgleich einige Kasten und Stämme der Frau gestatten, mit den nächsten Verwandten des Mannes ziemlich frei umzugehen.

Ehescheidungen sind in Indien nicht so häufig wie in Europa. Bei den Hindus ist die Ehe ein Sakrament und theoretisch unlösbar. Die niedrigstehenden Kasten des Nordens nehmen es aber damit nicht allzu genau, und ebenso ist es vielfach im Süden. Unter den Muhammedanern kann die Frau unter keinen Umständen eine Ehescheidung verlangen. Der Mann andrerseits kann ohne weiteres seine Frau wegschicken. Viel Gebrauch wird aber von dieser Freiheit nicht gemacht. Unter den Buddhisten Birmas kann sowohl der Mann wie die Frau die Ehe auflösen lassen.

Da die Ehe unter den Hindus theoretisch unlösbar ist, so ist es eigentlich nicht zu verwundern, daß es gewöhnlich den hinduischen Witwen nicht gestattet wird, wieder zu heiraten. Schon in der ältesten Literatur finden wir Hinweise auf die Sitte, nach der die Frau dem Manne in den Tod folgen mußte. Diese Auffassung hat bekanntlich zu der Verbrennung der Witwen mit der Leiche des Mannes geführt, einer barbarischen Sitte, die zwar im Jahre 1829 gesetzlich verboten wurde, die aber noch immer gelegentlich in entlegenen Gegenden geübt wird. Die Vorurteile gegen die Wiederverheiratung von Witwen sind bei den Hindus sehr stark, namentlich in den höheren Kasten. In Bengalen würden nur ganz niedrigstehende Hindus eine solche gestatten, und anderswo kann man beobachten, wie niedrige Kasten durch entsprechende Verbote ihre soziale Stellung zu bessern versuchen. Wo Witwen wieder heiraten, hat häufig der jüngere Bruder des Verstorbenen ein Vorrecht auf die Frau. Durchgehends gilt die Wiederverheiratete als die Frau des zweiten Mannes, dem auch die Kinder gehören. Die Muhammedaner haben keine religiösen Bedenken gegen die zweite Ehe einer Witwe. Auch bei ihnen sind aber solche recht selten.

Die Folge der Abneigung gegen die Wiederverheiratung von Witwen und der Sitte der Kinderehen ist, daß die Zahl der Witwen eine sehr große ist. Während die Witwer nur 5 % der männlichen Bevölkerung ausmachen, sind volle 17 % der Frauen Witwen, und von diesen sind 28 % unter vierzig, ja es gibt ungefähr eine Drittelmillion Witwen, die noch nicht das fünfzehnte Lebensjahr erreicht haben.

Der größere Teil dieser Witwen kommt auf die Hindus und, wenn wir von Bengalen absehen, auf die höheren Kasten derselben. Unter den Brahmanenfrauen zwischen 20 und 40 sind 24,7 % in Bombay, 21,3 % in den Zentralprovinzen, 25,7 % bei den Telugubrahmanen und 18 % bei den Tamilbrahmanen in Madras, 20 % in den Vereinigten Provinzen und 25,3 % in Zentralindien Witwen. Ja in Zentralindien sind nicht weniger als 2,3 % der Brahmanenmädchen unter fünf Jahren verwitwet. Wenn wir bedenken, daß die Lage der jungen Witwen oft eine ganz jämmerliche ist, da sie nur zu häufig mit kaltherziger Härte behandelt werden, verstehen wir, was diese Zahlen bedeuten. Einsichtsvolle Hindus haben wiederholt gegen das Verbot der Wiederverheiratung das Wort ergriffen, und allmählich wird sich hoffentlich die allgemeine Meinung dagegen wenden.

Die Heirat ist gewöhnlich eine Art von Kauf, obgleich die alten brahmanischen Lehrbücher gegen eine solche Eheschließung Einspruch erheben. Die höheren Kasten zahlen gewöhnlich einen Preis für den Bräutigam, die unteren für die Braut. Wo ein Schwiegersohn aus höherer Kaste gewonnen werden soll, muß oft ein recht hoher Preis aufgewendet werden. Es ist auch eigentümlich zu beobachten, wie die von den Universitäten erteilten akademischen Grade zu einem höheren Preise berechtigen. Um den Schwiegersohn billiger zu bekommen, wird er dann bisweilen schon in der Schule gekauft. Sonst wechselt der Preis nach den Umständen sehr stark. Bei primitiven Stämmen kommt es auch vor, daß der Bräutigam im Hause der Schwiegereltern arbeiten muß, bis er den Brautpreis verdient hat.

Die Heiratszeremonien weichen in den verschiedenen Gegenden sehr voneinander ab. Im Pandschāb umschreitet das Paar das Hochzeitsfeuer, in den Vereinigten Provinzen häufiger die Brauthütte oder einen Stab, in Orissa werden die Hände mit Kusa-Halmen zusammengebunden, in vielen Gegenden des Ostens besteht die Hauptzeremonie in der Bemalung der Stirn der Braut mit Zinnober usw. Bei der Wiederverheiratung einer Witwe darf das gewöhnliche Zeremoniell nicht angewandt werden.

V. Rassen und Kasten.

Die indische Bevölkerung ist, wie man bei der großen Ausdehnung des Landes von vornherein erwarten wird, sehr verschiedenartig. Schon bei oberflächlicher Beobachtung zeigen sich so große Unterschiede, daß man von mehreren Rassen sprechen muß. Zwei von diesen können überhaupt nicht eigentlich als indische bezeichnet werden. Sie gehören den indischen Grenzgegenden an und können als Flutwellen aus den Nachbarländern angesehen werden.

An der Nordwestgrenze finden wir iranische Stämme, Afghanen, Belutschen und Brāhūīs, hellfarbige, meist hochgewachsene Leute, mit rundem Schädel, schwarzem Haar und langer spitzer Nase. Wir wissen allerdings, daß z. B. die Brāhūīs sich systematisch bemühen, die Schädelform, die Nase, den Mund und die Füße der Neugeborenen nach ihren eigenen Schönheitsbegriffen zu gestalten. Es kann aber trotzdem keinem Zweifel unterliegen, daß hier ein besonderer Rassentypus vorliegt, der von dem eigentlich indischen stark abweicht.

Runde Köpfe haben auch eine Reihe von Stämmen in den Himālajagegenden, in Assam und in Birma. Diese sind aber wiederum anderer Art und gehören sicher zu der sogenannten mongolischen Völkerfamilie. Es sind kleine, dunkle Leute, mit gelblicher Gesichtsfarbe. Die Nase ist breit, das Gesicht flach, und die Augen liegen häufig schief. Die am besten bekannten sind die Tibeter und die Birmanen. Neben ihnen gibt es aber eine große Menge von verwandten Stämmen, teils in den Himālajagegenden nördlich von der indischen Ebene, teils in Assam und Birma. Man nennt diese verschiedenen Stämme tibeto-birmanisch. Neben ihnen finden sich in Assam und Birma andere, die näher mit den siamesischen und chinesischen Völkern verwandt sind, und einige, deren nächste Verwandte im französischen Indien gesucht werden müssen, die sogenannten Mon-Khmer-Völker. Durchgehends stehen diese Stämme auf einer niedrigen Kulturstufe. Zum Teil aber sind sie unter den Einfluß der indischen Zivilisation gekommen.

Selbst wenn wir von diesen Grenzvölkern absehen, ist die Bevölkerung des eigentlichen Indiens nicht einheitlich. Wir können jedenfalls zwei verschiedene Typen unterscheiden. Den einen, den wir in seiner größten Reinheit im nordwestlichen Indien, im Kaschmirstaate, im Pandschāb und in Rādschputāna vorfinden, nennt man arisch,

den anderen, dessen Hauptsitz der Süden Indiens ist, dravidisch. Die Arier sind gewöhnlich hochgewachsen, mit heller Hautfarbe, reichlichem Haarwuchs und dunklen Augen. Die Schädelform ist länglich und die Nase schmal, doch nicht übermäßig lang. Die Draviden andrerseits sind meistens kurze Leute, mit dunkler, häufig schwarzer Hautfarbe, reichlichem, oft krausem Haar und dunklen Augen. Der Schädel ist länglich und die Nase breit, oft mit eingedrückter Wurzel. In den Vereinigten Provinzen und in Teilen von Rādschputāna und in Bihar scheinen sich die beiden Elemente miteinander vermischt zu haben, wobei die arischen Merkmale in den höheren, die dravidischen in den unteren Schichten der Bevölkerung stärker hervortreten. In Bengalen und Orissa treten die arischen Züge immer mehr zurück, es scheint aber ein neues Element hinzugekommen zu sein, da hier der Kopf häufig rund ist. Im westlichen Indien, südlich von Rādschputāna, von etwa dem 76. Längengrad bis zum Indus, hat Sir Herbert Risley einen anderen Typus nachweisen wollen, dessen Grundlage dravidisch zu sein scheint, mit Beimischung eines anderen Elements, das Risley skythisch, andere aber alpin nennen.

Die arische Rasse wird mit den wichtigsten europäischen Völkern zusammengestellt, und man spricht von einer indo-europäischen oder indo-germanischen Völkerfamilie, die häufig auch arisch genannt wird, obgleich diese Bezeichnung von den indischen und iranischen Mitgliedern der Familie als ihr Sondername verwendet wurde. Von einer reinen Rasse kann man allerdings nicht reden, eine solche gibt es wohl nirgends. Anthropologen und Philologen stimmen aber in der Aufstellung einer solchen Familie miteinander überein.

Die Draviden andrerseits bilden innerhalb Asiens eine isolierte Gruppe. Sprachliche Verwandtschaft hat man überhaupt nirgendswo nachweisen können. Im Typus scheinen sich die Draviden am nächsten zu den Ureinwohnern Australiens zu stellen. Einige Stämme, welche der dravidischen Rasse angehören, scheiden sich sprachlich von den übrigen Draviden, indem ihre Mundarten zu einer in Hinterindien und auf den Inseln des Indischen und des Stillen Ozeans weitverbreiteten Sprachenfamilie gehören. Es ist deshalb wohl wahrscheinlich, daß sich die Draviden, namentlich im Norden und Nordosten, frühzeitig mit einer anderen, vielleicht verwandten Rasse vermischt haben.

Nach der ganzen Sachlage werden wir natürlich den Schluß ziehen,

daß die Draviden, welche in den ältesten Teilen Indiens ansässig sind, die älteste Bevölkerung repräsentieren, und daß die Arier vom Nordwesten her nach Indien gelangt sind. Da diese in den gemischten Gegenden die Oberschicht bilden, werden wir weiter geneigt sein anzunehmen, daß sie ein altes Erobervolk sind. Dazu stimmen die Andeutungen in der ältesten indischen Literatur. Wir sehen hier die Arier im siegreichen Vordringen vom Nordwesten her, und wir erfahren, daß sie eine eigene Kultur mit sich brachten, welche sie im Lande selbst weiter entwickelten und zu der Kultur des ganzen Landes machten.

Heutzutage spielt aber der Gegensatz zwischen Ariern und Draviden eigentlich bloß in Verbindung mit dem sogenannten Kastenwesen eine Rolle, indem die höheren Kasten allein als arisch gelten. Viel wichtiger ist aber dieser Kastenunterschied selbst. Die ganze hinduische Gesellschaft zerfällt nämlich in eine Reihe von streng geschiedenen Gruppen, welche die Portugiesen Kasten nannten, von casta, „Art", „Rasse". Die Muhammedaner und die Animisten kennen diese Einteilung nicht. Mit der arischen Kultur hat sie sich aber über ganz Indien verbreitet und auch die indischen Muhammedaner, ja sogar die Christen beeinflußt.

Eine Kaste ist eine Gruppe von Familien oder Geschlechtern, welche häufig, jedenfalls theoretisch, eine gemeinsame Beschäftigung hat und welche einen kleinen Staat im Staate bildet, mit ausgedehnten Rechtsbefugnissen über die einzelnen Mitglieder der Kaste. Diese werden teils durch eine Einzelperson, das Haupt der Kaste, teils durch eine Kastenversammlung ausgeübt. Die Kaste des Einzelnen wird durch seine Geburt bestimmt, d. h. sie wird von den Eltern ererbt. Deshalb ist auch eine alte indische Bezeichnung für Kaste geradezu dschāti, „Geburt". Wir haben ferner gesehen, daß die Kaste auch bei der Eheschließung eine bedeutende Rolle spielt, und auch sonst gibt es für die verschiedenen Kasten viele Bestimmungen, welche sorgfältig befolgt werden müssen, über erlaubte oder unerlaubte Nahrung, über Gebräuche bei Heirat, Trauer usw. Nur mit Mitgliedern der eigenen Kaste darf man essen oder gemeinschaftlich die Wasserpfeife oder Huqqa rauchen und so fort. Übertretung der verschiedenen Bestimmungen, welche für die Kaste gelten, werden von dieser selbst bestraft, gewöhnlich mit Geldstrafen oder damit, daß der Schuldige seinen Kastengenossen ein Fest bereitet. Bisweilen kommen auch

demütigende Strafen vor. So müssen gelegentlich die Tschamäre oder Lederarbeiter die Schuhe der Kastengenossen auf dem Kopfe tragen oder die eine Hälfte ihres Bartes wegschneiden oder dergleichen. Die schwerste Strafe besteht in der Ausstoßung aus der Kaste, was mit sich führt, daß kein früherer Kastengenosse mit dem Ausgestoßenen essen und trinken oder Heiratsverbindungen eingehen will. Da die Kaste erblich ist, könnte man erwarten, daß die Einteilung eine strenge ist, und daß neue Kasten nicht gebildet werden können. In Wirklichkeit aber entstehen solche immer wieder, und so ist es anscheinend seit den ältesten Zeiten gewesen. Innerhalb der Kaste entstehen Unterkasten, welche im Laufe der Zeit zu selbständigen Kasten werden. Nicht selten ist das der Fall, wenn ein Teil einer Kaste seine Beschäftigung wechselt oder auswandert oder zu einer anderen Religion übertritt. Es kommt aber auch vor, daß derjenige, welcher die Beschäftigung einer anderen Kaste ausübt, allmählich als Mitglied derselben anerkannt wird. Weiter sehen wir, daß primitive Stämme, welche unter den Einfluß des Hinduismus gelangen, zu besonderen Kasten werden. Auch haben wir Beispiele von Kasten, welche sich aus alten Sekten entwickelt haben. Das ist z. B. der Fall bei den Lingājats der Bombayer Präsidentschaft. Endlich entstehen auch neue Kasten durch Kreuzung.

Jede Kaste hat ihren eigenen sozialen Rang, von der höchsten Kaste der Brahmanen bis zu den verachteten Kasten, deren Berührung, ja deren Nähe als verunreinigend angesehen wird. Der Platz jeder Kaste auf der sozialen Stufenleiter sollte eigentlich unveränderlich sein. Immer wieder aber sehen wir, wie sich einzelne Kasten einen höheren Rang zu verschaffen verstehen. Bisweilen geben sie alte Gebräuche, welche als weniger standesgemäß angesehen werden, wie z. B. die Wiederverheiratung von Witwen, auf, sie nehmen eine neue, in besserem Ansehen stehende Beschäftigung auf, oder auch ein geldbedürftiger Gelehrter wird ausfindig gemacht, der aus den heiligen Schriften den Beweis führt, daß die Kaste eigentlich einen viel höheren Rang hat usw. Auf diese Weise herrscht, trotz aller Strenge in der Theorie, eine gewisse Wandelbarkeit, und dies scheint auch in früheren Zeiten der Fall gewesen zu sein. Die Zahl der Kasten ist eine sehr große; dazu kommt noch, daß häufig die einzelne Kaste in Wirklichkeit eine Sammlung von mehreren verschiedenen Kasten ist. Die indischen Theoretiker finden aber nie viel Schwierigkeiten bei der Einordnung der

einzelnen Kasten in das ganze System. Der Theorie zufolge gab es ursprünglich bloß vier Kasten, die Brahmanen, welche Priester und religiöse Lehrer waren, die Kschatrijas, d. h. den Kriegeradel, die Vaiśjas, welche die Berufe des Landwirts, des Viehzüchters, des Kaufmanns ausübten, und die Śūdras, die als Handwerker und in den niedrigsten Berufsarten tätig waren. Noch heute werden die verschiedenen Kasten diesen vier untergeordnet, indem sie teils als Brahmanen, teils als Kschatrijas, teils als Vaiśjas, teils als Śūdras gerechnet werden, wozu noch einige tiefstehende Kasten kommen. Nur die drei oberen Kasten gelten als arisch, die Śūdras sollten somit die ältere dravidische Bevölkerung repräsentieren. Dafür spricht auch, daß der Gegensatz als einer der Farbe (varṇa) aufgefaßt wird, wobei den Śūdras die schwarze Farbe, die für die Draviden charakteristisch ist, zugeschrieben wird. Die große Zahl der heutigen Kasten wird dann weiter durch die Theorie der Mischung erklärt, eine Theorie, die immer wieder ins Feld geführt wird, wenn neue Kasten entstehen. In einer modernen Kastenliste werden z. B. die englischen Soldaten unmittelbar vor den Menschenfressern, als aus einer Ehe zwischen einem Turuschka (Türken) und einer Śūdrafrau hervorgegangen, aufgeführt. Wenn wir uns aber die Kasten ansehen, welche die alte Theorie aus gemischten Ehen hervorgehen läßt, werden wir zu ganz anderen Resultaten geführt. Wir finden darunter die Namen alter Stämme, wie die der Māgadha, der Vaideha und der Nischāda, und gewisse Gewerbe, wie die der Wagenbauer und der Rohrarbeiter. Mit anderen Worten, die alten Mischkasten sind derselben Art wie die, deren Entstehung wir noch heutzutage verfolgen können. Nur ist das Verhältnis jetzt viel komplizierter geworden.

Europäische Forscher haben die alte indische Erklärung der Entstehung des Kastenwesens gewöhnlich ganz verworfen. Die einen glauben, daß das Kastenwesen ausschließlich auf der Verschiedenheit der Beschäftigung beruht, andere denken daneben an alte Stammes- und Klassenunterschiede, wiederum andere ziehen zum Vergleich die Gruppen, in welche die Gesellschaft der Griechen und der Römer zerfiel, heran. Ein geistreicher französischer Forscher, E. Senart, hat endlich die alte Vierteilung der Gesellschaft von dem eigentlichen Kastenwesen getrennt; die vier „Kasten", der Brahmanas, der Kschatrijas, der Vaiśjas und der Śūdras, seien in Wirklichkeit vier Stände, und daneben beständen seit den ältesten Zeiten die vielen Kasten,

die sich aus uralten indogermanischen Voraussetzungen entwickelt haben sollen. Eine einheitliche Formel, welche das ganze System erklärt, ist bis jetzt noch nicht gefunden. Es ist aber auch nicht gelungen, es wahrscheinlich zu machen, daß die heutige bunte Ordnung in das hohe Altertum hinaufreicht. Oldenberg hat in einer nüchternen und sachlichen Besprechung der Senartschen Theorie mit Recht wiederum die alte indische Erklärung teilweise als richtig bezeichnet, und ich glaube mich im wesentlichen ihm anschließen zu müssen.

Bei den alten Ariern hatten sich die Priester und der Kriegeradel von altersher eine bevorzugte Stellung gesichert. Neben ihnen stand das Gesamtvolk, die Viś, die meistens als Landwirte oder Kaufleute lebten. Für die meisten Handwerkszweige, sowie auch für die verachteten Berufe, zogen es die Herrschenden vor, die älteren Bewohner des Landes heranzuziehen. Diese wurden dann in das Ganze eingereiht, aber auf niedriger Stufe. Dabei können wir heute nicht mehr entscheiden, inwiefern sich die verschiedenen Berufszweige unter den Draviden auf die eine oder die andere Weise organisiert hatten, so daß die Arier auf schon vorhandenen Gruppierungen fußen konnten. Die Gesellschaft umfaßte fortan Elemente ganz verschiedenen Ursprungs und verschiedener Rasse, und dies wurde in immer größerer Ausdehnung der Fall. Alte Stämme oder Völkerschaften wurden unter arischer Leitung in Beziehung zu den Herrschern gesetzt.

Bald tritt uns sodann ein Verhältnis entgegen, das für die Beziehungen der Arier zu den früheren Einwohnern im großen und ganzen charakteristisch ist. Je ausgedehnter ihr Gebiet, je größer ihr Einfluß wurde, desto weniger konnten die Einrichtungen und die Vorstellungen der Nichtarier ihnen gleichgültig sein. Sie gehörten ja beide jetzt derselben Gemeinschaft an, als Herrscher und Beherrschte, sie konnten denn auch nicht ganz voneinander getrennt bleiben. Das sahen auch die Arier, die weltlichen und geistigen Leiter, ein. Nirgends tritt uns dies klarer vor die Augen, als wo es sich um die Religion handelt. Dravidische Götter wurden zu den arischen in Beziehung gesetzt, mit ihnen identifiziert oder ihnen untergeordnet. Schon früh hatten die Arier angefangen, ihre geistige Sonderhabe systematisch auszubauen, und in der Folgezeit können wir immer wieder beobachten, wie die Systematisierung einsetzt, wenn neue Elemente aufgenommen werden.

Bei dem Ausbau des Kastenwesens tritt diese Sachlage klar zutage.

Schon unter den Ariern war die Rangordnung unter den verschiedenen Schichten der Gesellschaft geregelt worden, und als die Gesellschaft durch neue, von Haus aus verschiedene Elemente erweitert wurde, mußten auch diese ihren Platz finden. Wir hören denn auch in einem alten Liede, wie die vier alten Kasten ihren Ursprung aus dem Urwesen hatten, die Brahmanas aus dem Munde, die Râdschanjas, d. h. die Kschatrijas, aus den Armen, die Vaiśjas aus den Lenden und die Śûdras aus den Füßen. Hier haben wir schon einen alten Versuch der Systematisierung, und je zusammengesetzter die Gesellschaft wurde, desto komplizierter mußte auch das System werden, wobei gewiß auch alte Gruppierungen der Ureinwohner berücksichtigt wurden und die Klassifizierung auch der Arier teilweise beeinflußten. Daß bei der ganzen Entwicklung auch wirkliche Mischungen zwischen Ariern und Draviden vorkamen, aus denen Mischkasten hervorgingen, ist selbstverständlich, und für die Systematiker, die das bunte Bild der indischen Gesellschaft ordnen und zugleich erklären wollten, mußte der Gedanke naheliegen, die große Zahl der Kasten gerade dadurch zu erklären. Es ist auch natürlich, daß die Brahmanen, die das System ausprägten, sich selbst und ihre Stammesgenossen auf der sozialen Stufenleiter ganz obenan stellten. Die anderen mußten sich mit einem niedrigeren Range begnügen. Und sie taten es, weil ja die Arier die Herren im Lande waren, deren Kultur auch für sie vorbildlich wurde. Das äußere Zeichen für die Aufnahme in die Kulturgemeinschaft war aber die Einordnung in das Kastensystem. Durch die zur Erklärung der ganzen Sachlage ersonnenen Mythen und durch die Lehre von der Seelenwanderung, welche die Lage des Einzelnen in der Welt als ein Resultat seiner eigenen Taten in früheren Daseinsformen darstellt, erhielt das System schließlich eine höhere Sanktion und eine außerordentliche Festigkeit.

Mit der arischen Kultur hat sich das Kastenwesen allmählich über das ganze Land verbreitet und seinen Einfluß sogar auf solche Gemeinden, welche die Kaste nicht anerkennen, wie die Muhammedaner und die Christen, ausgedehnt. Andrerseits gibt es noch heute Gegenden mit einer ganz anderen Einteilung der Gesellschaft, nach Stämmen, Klans, totemistischen Gruppen und dergleichen. Wenn aber diese unter den Einfluß der brahmanischen Kultur kommen, wird das Kastenwesen auf sie ausgedehnt, und es ist noch heutzutage einer der allerwichtigsten Faktoren in der indischen Gesellschaftsordnung.

Es ist häufig hervorgehoben, wie sich das Kastenwesen der Entwicklung eines allumfassenden Nationalitätsgedankens hinderlich in den Weg stellt. Die Pflichten gegen die Kaste sind wichtiger als die nationalen und staatlichen. Andrerseits ist es unverkennbar, daß das Kastenwesen mächtig dazu beigetragen hat, der indischen Gesellschaft eine große Festigkeit zu verleihen. Staaten sind entstanden und sind zugrunde gegangen, an der gesellschaftlichen Ordnung ist aber nie gerüttelt worden, und die lange Geschichte Indiens weiß von keinen sozialen Revolutionen zu berichten. Natürlich hat auch diese Tatsache es immer für fremde Eroberer leichter gemacht, in Indien Reiche zu begründen. Sobald die eigentliche Eroberung vollendet war, lag das Grundgefüge fertig da und konnte einfach von den Fremden übernommen werden. Für die Entwicklung des Landes war es aber viel wichtiger, daß das ökonomische Leben während solcher Heimsuchungen weitergeführt werden konnte. Die alten Griechen wunderten sich, wenn sie sahen, wie der Bauer ruhig hinter seinem Pfluge herging, wenn in der Nachbarschaft gekämpft wurde. Der Krieg war eben nicht die Sache seiner Kaste. Auch die große Geschicklichkeit in vielen Erwerbszweigen, welche durch die Erblichkeit der Beschäftigung vieler Kasten bedingt wird, ist Indien zugute gekommen. Und endlich hat das Kastenwesen, trotzdem es dem Emporkommen eines indischen Großstaates nicht förderlich war, doch ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorgerufen. Die Brahmanen, die Träger der Kultur, fühlten den Zusammenhang unter sich, wo sie auch wohnten. Die Fremden standen doch alle, wo sie auch herkamen, in einem bestimmten Gegensatze zu den Ariern, und so kam es zu der Auffassung, daß alle Arier eine Einheit bilden, es entwickelte sich eine Art kulturelles Nationalgefühl, das mit dem Staatsgedanken nichts zu tun hatte, das aber, wenn ein indischer Großstaat geschaffen wurde, nicht ohne Bedeutung bleiben konnte.

Es hat in Indien seit den frühesten Zeiten Sekten gegeben, welche lehren, daß die Kaste in religiöser Beziehung kein Hindernis bilde. Das ist der Fall bei dem Buddhismus. Und außerhalb des eigentlichen Indiens hat sich in Birma eine arische Kultur entwickelt, die die Kasteneinteilung nicht kennt. Auch in Belutschistan, wo die indische Kultur eine untergeordnete Rolle spielt, ist das Kastensystem unbekannt. Hier stehen sich die verschiedenen Stämme, die Afghanen, die Belutschen, die Brāhūīs, die Dschāṭs, in fester Abstufung gegen-

über, und kein sich selbst achtender Belutsche wird z. B. seine Tochter einem Brāhūī geben. Auch bei den Muhammedanern, die ein Fünftel der Bevölkerung des eigentlichen Indiens ausmachen, sollte die Kaste theoretisch keine Rolle spielen. Der weitaus überwiegende Teil der indischen Muslime besteht aber aus Leuten, die früher Hindus waren, und zwar gewöhnlich tiefkastige Hindus. Ihnen lag die Kastenidee von altersher im Blute, und sie haben sich in großer Ausdehnung nach dem Muster der hinduischen Kasten organisiert, mit Ratsversammlungen und Leitern, und mit Separatbestimmungen für die einzelne „Kaste", welche ebenso gehandhabt werden wie bei den Hindus. Und auch unter den vornehmeren Muhammedanern finden wir eine Einteilung in soziale Gruppen mit derselben Abneigung gegen die eheliche Verbindung einer Frau mit einem weniger vornehmen Manne wie bei den Hindus.

VI. Sprache.

Die sprachlichen Verhältnisse in Indien sind ebenso bunt wie die ethnographischen. Man unterscheidet etwa vierzig bis fünfzig verschiedene Sprachen, und die Dialekte zählen nach Hunderten. Sie lassen sich aber in größere Gruppen einteilen, die den großen indischen Rassen entsprechen. Dabei dürfen wir jedoch nicht erwarten, daß die beiden Einteilungen zusammenfallen, so daß z. B. alle Angehörigen der dravidischen Rasse auch dravidische Sprachen sprächen. Seit den frühesten Zeiten haben Mischungen stattgefunden, und namentlich haben die arischen Sprachen unter den Stämmen, welche von der arischen Kultur beeinflußt worden sind, eine immer größere Verwendung gefunden, wobei aber diese letzteren in lautlichen und grammatischen Eigentümlichkeiten der arischen Sprache ihr Sondergepräge aufdrückten.

Als die älteste Bevölkerungsschicht Indiens haben wir die dravidischen Stämme kennen gelernt, welche den südlichen, geologisch ältesten Teil des Landes bewohnen. Im Osten reichen sie weiter nach Norden, wo sie in Bihar in der Gangesgegend ihre Niederlassungen haben, im Westen erreichen sie ungefähr den 16. Breitengrad. Die Sprachen, welche von der Hauptmasse der Draviden gesprochen werden, nennen wir dravidisch, und sie wurden nach dem Stand der letzten Volkszählung vom Jahre 1911 von fast 63 Millionen gesprochen. Charakteristisch für diese Mundarten ist eine Abneigung gegen harte Konsonanten-

verbindungen, eine melodische Aussprache ohne starke Druckunterschiede und ein grammatisches System, wobei die verschiedenen syntaktischen Verhältnisse wesentlich durch angehängte Formwörter angedeutet werden, während das Verbum eigentlich eine Art von Partizipium ist. Einige dravidische Sprachen sind frühzeitig nach dem Muster des Sanskrit, der alten arischen Literatursprache, literarisch verwendet worden, und vielfach sind sie mit arischen Lehnwörtern so durchsetzt, daß häufig die Literatursprachen für das große Volk so gut wie unverständlich sind. Die wichtigste dravidische Literatursprache ist Tamil, die Sprache des Südens, von der Höhe von Madras bis zur Südspitze, mit etwa 18 Millionen Sprechern. Tamil wird außerdem auch in der nördlichen Hälfte von Ceylon von ungefähr einer Million Menschen gesprochen. Geschrieben wird Tamil in einem von den arischen Indern übernommenen Alphabet. Die Malajālamsprache, welche auf der Westküste von etwa dem 12. Breitengrad bis gegen die Südspitze von fast 7 Millionen gesprochen wird, ist in Wirklichkeit bloß ein Dialekt des Tamil und wird nur deshalb als eigene Sprache gerechnet, weil sie eine eigene Literatur besitzt, die in einem mit dem tamulischen verwandten Alphabet geschrieben wird. Mit dem Tamil verwandt ist das Kanaresische, nördlich vom Malajālam, die Hauptsprache des Staates Maisur und der anliegenden Gegenden der Madraser und der Bombayer Präsidentschaft. Kanaresisch wird von 10½ Millionen gesprochen und besitzt eine reiche Literatur. Die Schrift, die auf ähnliche Weise entstanden ist wie die tamulische, ist fast identisch mit der für das Telugu, die vierte dravidische Literatursprache, verwendeten. Telugu ist die Hauptsprache des Ostens, von Madras bis gegen Orissa bedienen sich ihrer 23½ Millionen Menschen. Entsprechend umfangreich ist die Literatur. Die übrigen dravidischen Sprachen sind von weniger Bedeutung. Einige von ihnen, wie Kodagu, Tulu, Toda und Kota im Süden (zusammen von etwa 600 000 Menschen gesprochen) und Kuruch und Malto im Nordosten (etwa 900 000 Sprecher), stehen dem Kanaresischen nahe, andere, wie Kandh in Orissa (½ Million Sprecher) und Kolami in Berar (etwa 25 000 Sprecher), sind näher mit dem Telugu verwandt, und die Gondsprache, die im mittleren Indien von 1½ Millionen Menschen gesprochen wird, nimmt eine Mittelstelle zwischen den beiden ein. Interessant ist die Sprachinsel der Brāhūīs in Belutschistan mit etwa 175 000 Spre-

chern, gerade außerhalb des Gebietes, in dem ein dravidisches Element in der Bevölkerung nachgewiesen werden kann.

Es ist schon oben bei der Besprechung der indischen Rassen darauf hingewiesen worden, daß einige dravidische Stämme nicht dravidische Mundarten sprechen. Es sind dies die sogenannten kolarischen oder Khervarischen Stämme, die auch unter dem Namen Mundastämme bekannt sind. Ihre Dialekte sind mit denen der Mon-Khmer-Völker und mit einer großen Reihe von Sprachen auf den Inseln des Indischen und des Stillen Ozeans verwandt. Man hat auch in mehreren tibeto-birmanischen Sprachen der Himālajaländer Spuren derselben Sprachenfamilie nachweisen wollen.

Die kolarischen Sprachen haben dieselbe Abneigung gegen harte Konsonantenverbindungen wie die dravidischen. Daneben aber haben sie eine Tendenz, gewisse auslautende Konsonanten halb zu verschlucken, die ihren Sprachen einen abrupten Charakter verleiht. Innerhalb des Satzes werden die verschiedenen Worte ohne Flexion nebeneinander gestellt, und ihre gegenseitigen Beziehungen werden durch eine Reihe von Formelementen angedeutet, welche am Schlusse des Satzes dem Verbum angehängt werden. Bei der Bildung der Worte fällt am meisten der Gebrauch von gewissen Silben auf, die innerhalb des Stammes eingeschoben werden. So ist in Mundārī marang „groß", und daraus bildet man ma-na-rang „Größe", ma-pa-rang „sehr groß" usw. Die kolarischen Sprachen werden hauptsächlich im Tschota Nāgpur und den angrenzenden Gegenden von Bengalen, Bihar, Orissa und Madras gesprochen. Eine isolierte Sprachinsel findet sich ferner in den Mahadeobergen in Berar, wo die Kurkus einen recht altertümlichen Dialekt sprechen. Im ganzen ist die Zahl derer, die kolarisch sprechen, klein, erreicht nicht einmal 4 Millionen, wovon mehr als zwei auf die wichtigste kolarische Sprache, das Santālī, fallen.

Mit dem Kolarischen verwandt sind die Mon-Khmer-Sprachen, vor allem Khasi in Assam mit 200 000 Sprechern und Palaung, das 150 000 sprechen, ferner Mon, das in Birma 150 000 sprechen und weiter die Nikobarsprache, die etwa 9000 sprechen; endlich gibt es noch einige andere Dialekte ohne Bedeutung. Diese werden alle von Völkern gesprochen, die keinen Zusammenhang mit der dravidischen Rasse haben.

Man hat sich das Verhältnis zwischen den dravidischen und den kolarischen Stämmen häufig durch die Annahme erklärt, daß die

Kolarier die eigentliche Urbevölkerung Indiens seien, während die Draviden von Haus aus fremde Einwanderer seien, und man hat auf die Sprachinsel der Brāhūīs in Belutschistan hingewiesen, die zeigen solle, auf welchem Wege die Draviden gekommen sein mögen. Die Brāhūīs aber haben nichts mit der dravidischen Rasse zu tun, sondern sind Iranier, und da ethnische Charakterzüge zäher sind als die sprachlichen, ist es eher wahrscheinlich, daß die dravidische Sprachinsel in Belutschistan eine Überflutung aus Indien darstellt und nicht der Überrest einer alten Einwanderung aus dem Nordwesten ist. Die sprachlichen Verwandten der kolarischen Stämme, die über ein sehr weites Gebiet verbreitet sind, gehören nicht zu der dravidischen Rasse, und es ist durchaus wahrscheinlicher, daß das Vorhandensein von kolarischen Sprachen bei einigen dravidischen Stämmen so zu erklären ist, daß die dravidische Urbevölkerung in früher Zeit sich mit einem fremdartigen, vielleicht urverwandten Element mischte, das nach Hinterindien und den austronesischen Inseln hinweist und wohl auch daher gekommen ist.

Den dravidischen und kolarischen Sprachen gegenüber gewinnen diejenigen der Arier immer mehr an Boden, und so ist es seit den ältesten Zeiten gewesen. Die Folge ist die, daß arische Mundarten in recht großem Umfange von Menschen gesprochen werden, deren Vorfahren sich anderer Sprachen bedienten. Dann ist es von vornherein wahrscheinlich, daß diese ihre bisherigen sprachlichen Gewohnheiten bei dem Sprechen der neuen Sprachen nicht ganz aufgegeben haben. Das scheint auch in Wirklichkeit der Fall gewesen zu sein. Überhaupt hat es den Anschein, als ob sich die Sprachen der Arier in lautlichen und grammatischen Eigentümlichkeiten vielfach den dravidischen genähert haben. Auf den älteren Stufen zeichnen sie sich durch eine überaus große Zahl von synthetisch gebildeten Substantiv- und Verbalformen aus, und die verschiedenen Konsonanten konnten ohne Schwierigkeit miteinander in Verbindung treten. Heutzutage sind die alten Beugungen größtenteils fallen gelassen. Die Beziehungen der Substantive innerhalb des Satzes werden, wie in den dravidischen Sprachen, durch angehängte Formwörter angedeutet, die gebräuchlichsten Verbalformen sind alte Partizipien und harte Konsonantenverbindungen werden durchaus vermieden. Auch in anderen Einzelheiten finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen den arischen und den dravidischen Sprachen, die wir

uns kaum anders erklären können als durch die Annahme, daß die dravidische Bevölkerung den Sprachen, die allmählich auch die ihrigen wurden, ihr Sondergepräge aufgedrückt hat.

Die arischen Sprachen unterscheiden sich vielfach recht stark voneinander, so stark, daß einige Forscher angenommen haben, daß wir es mit zwei verschiedenen arischen Einwanderungen zu tun haben. Wir kennen aber die arischen Sprachen aus verschiedenen Gegenden seit sehr früher Zeit, und die Unterschiede zwischen den zwei Gruppen, die man hat nachweisen wollen, finden sich auf den früheren Stufen nicht. Die zu den beiden Gruppen gehörigen Sprachen gehen vielfach ganz unmerklich ineinander über, so z. B. das Marāṭhī und das Gudschārātī auf der Westküste, obgleich diese beiden Sprachen der Theorie nach einander scharf entgegenstehen. Wichtiger ist es ferner, daß es überhaupt keine befriedigende Einteilung der heutigen Sprachen gibt. Je nachdem man die eine oder die andere Eigentümlichkeit herausgreift, fällt die Einteilung anders aus, und die Versuche, die heutigen Verschiedenheiten durch die Annahme einer doppelten Einwanderung zu erklären, müssen als verfehlt bezeichnet werden. Bei der ganzen Entwicklung haben gewiß verschiedene Momente mitgespielt. Die Mischung mit nichtarischen Elementen in der Bevölkerung war in den verschiedenen Gegenden nicht gleich stark, und das unarische Element war nicht überall derselben Art. Von Bedeutung ist es auch gewesen, ob eine Sprache früher oder später literarisch verwendet wurde. Gerade wo die Dialektliteratur spät einsetzt, wie in Bihar, finden wir besonders große Abweichungen von dem alten arischen Gepräge. Dazu kommt, daß die Sprache der alten Arier nicht einheitlich war, jedenfalls dann nicht mehr, als diese sich über den größten Teil von Nordindien verbreitet hatten. Die Unterschiede waren aber nicht allzu bedeutend, und es wäre verfehlt, aus solchen Unterschieden auf eine doppelte Einwanderung zu schließen. Selbstverständlich sind die Arier nicht alle an einem Tage über die Grenze gekommen, doch ein Vergleich zwischen den ältesten iranischen und den ältesten indischen Sprachdenkmälern zeigt zur Genüge, wie vorsichtig man sein muß, durchgreifende sprachliche Verschiedenheiten in den ältesten Zeiten anzunehmen.

Die arischen Sprachen Indiens werden nach der letzten Volkszählung von etwas mehr als 230 Millionen gesprochen. Die allerwichtigste unter ihnen ist das sogenannte Hindī, eigentlich die Sprache des

Doabs, des Landes zwischen den Flüssen Dschamna und Ganges, und weiter südlich bis etwa zum 23. Breitengrad. Die Sprache, welche mehrere Dialekte umfaßt, wird von mehr als 40 Millionen gesprochen, und sie ist außerdem im ganzen Nordindien und in einem bedeutenden Teil des westlichen Südindiens eine Art allgemeine Verkehrssprache, eine lingua franca. Oft wird sie auch Hindūstānī genannt, ein Name, der einfach „die Sprache des Hindūstān, des Landes der Hindus", bedeutet. Unter der Herrschaft der Großmogule, als die Hofsprache persisch war, wurde Hindūstānī stark mit persischen Lehnwörtern aufgefüllt, namentlich wohl durch übereifrige Hindus, welche die Hofsprache erlernt hatten. In dieser stark gemischten Form nennt man die Sprache häufig Urdū, von dem königlichen Militärbasar, dem urdū-e-mu'alla, bei Delhi, wo diese Mischsprache vielfach Verwendung fand. Wenn Urdū in der Poesie verwendet wird, nennt man die Sprache Rechta, eingestreut, von der Einstreuung persischer Worte. Andrerseits hat sich die Bezeichnung Hindī für die reinere Form der Sprache ohne die persische Beimischung festgesetzt. Sowohl Urdū als Hindī werden literarisch verwendet, Hindī allerdings nur in der Prosa. Für das Hindī gebraucht man die alte indische Nāgarīschrift, das Urdū wird in dem persischen Alphabet geschrieben. Für die ausgedehnte Verwendung der beiden Formen der Sprache war es von großer Bedeutung, daß die Engländer Textbücher ausarbeiten ließen, um selbst in den Stand gesetzt zu werden, die Sprache zu erlernen. Der Bāgh-o-Bahār, noch heute das gebräuchlichste Urdūtextbuch, wurde auf englische Veranlassung zum Gebrauche an der Hochschule in Fort William geschrieben, und der Engländer Gilchrist ließ das erste Hindībuch, den Prem Sāgar, ausarbeiten. Diese beiden Bücher haben geradezu Epoche gemacht. Die Sprache des Bāgh-o-Bahār ist die wichtigste Schriftsprache der Muhammedaner geworden, und die des Prem Sāgar spielt eine ähnliche Rolle unter den Hindus Nordindiens. — Nahe mit dem Hindī verwandt ist Pandschābī, die Sprache des mittleren Pandschābs, die von etwa 16 Millionen gesprochen wird. Die persischen Lehnwörter sind weniger zahlreich als im Hindī, und die Sprache hat einen vorwiegend ländlichen, derben Charakter. In Büchern wird die Gurmukhīschrift gebraucht, die ihren Namen von den Gurus oder Leitern der Sikhs hat, die fast alle Pandschābī sprechen. Eng verwandt ist auch das sogenannte Rādschasthānī, die Sprache von Rādschputāna und dem westlichen Zentralindien (etwa

14 Millionen Sprecher) mit ihrer Tochtersprache, dem sogenannten Pahārī, das von $1\frac{3}{4}$ Millionen in den Bergen von Nepāl bis zum nördlichen Pandschāb gesprochen wird. In Nepāl aber ist Pahārī nur die Sprache der herrschenden Klasse, die Hauptmasse der Bevölkerung spricht dagegen tibeto-birmanische Dialekte. Unter den Rādschasthānīdialekten hat nur der westliche, das sogenannte Mārvārī, eine eigene Literatur.

Im Süden geht Rādschasthānī allmählich in Gudschārātī, die Sprache des Gudscharāt (fast 11 Millionen Sprecher) über, und zu dieser gesellen sich die Dialekte der Bhīlstämme in Gudscharāt, Zentralindien und Rādschputāna. Gudscharātī hat eine umfangreiche Literatur, welche in einem mit der Nāgarīschrift verwandten Alphabet geschrieben wird.

An der Westküste führen mehrere Dialekte des Gudscharātī zu der wichtigen arischen Sprache hinüber, welche sich von der Westküste zwischen Daman und Goa gegen Osten ausdehnt und die nordwestlichen Teile der Präsidentschaft Bombay und des Staates Haiderabad, Berar und den Südosten der Zentralprovinzen umfaßt. Es ist dies das sogenannte Marāṭhī, die Sprache der Marāṭhen (etwa 20 Millionen Sprecher). Seit den ältesten Zeiten hat in diesen Gegenden die Literatur in Blüte gestanden, und auch die moderne Dichtung ist sehr umfangreich. Die Schrift ist das Nāgarīalphabet, mit einer Abart, der sogenannten Modīschrift, die im täglichen Gebrauch vielfach Verwendung findet. Marāṭhī hat mehrere Dialekte, von denen bloß Konkanī, die Sprache der südlichen Küstengegenden, stärker abweicht. Im Osten berührt sich Marāṭhī mit dem sogenannten Osthindī, das in Tschattīsgarh, Baghelkhand und Audh von ungefähr 22 Millionen gesprochen wird. Die Sprachgrenze scheint ziemlich bestimmt zu sein. Osthindī hat eine reiche Literatur und wird auch außerhalb seiner eigentlichen Heimat vielfach von den Hindus als poetische Sprache verwendet.

Diese Sprache bildet den Übergang zwischen Hindī und den östlichen Mundarten. Zuerst kommt hier Bihārī, die Sprache des Bihar, östlich von Benares, von den Himālajagegenden im Norden bis zum Tschota-Nāgpur-Plateau. Sie zerfällt in mehrere Dialekte mit zusammen etwa 35 Millionen Sprechern. Die grammatischen Formen machen vielfach einen recht bunten Eindruck, und es ist mir wahrscheinlich, daß die kolarischen Mundarten dabei einen gewissen Ein-

fluß ausgeübt haben. Im Altertum wurde in Bihar die Literatur eifrig gepflegt, und auch aus einer späteren Zeit besitzen wir Literaturproben in einem Bihārīdialekt, der damals anscheinend in Nepal gesprochen wurde. Heutzutage aber ist Bihārī keine Literatursprache.

Im Süden berührt sie sich mit Orijā, der Sprache von Orissa, mit 10 Millionen Sprechern. Es ist dies eine konservative Sprache, welche sich in den letzten 500 Jahren wenig geändert hat. Sie besitzt eine bedeutende Literatur, die in einem Alphabet geschrieben wird, das in seinen runden Formen auf das früher allgemeine Schreibmaterial, die Blätter der Talipotpalme, hinweist.

Im Osten gehen Bihārī und Orijā allmählich in Bengalī, die Sprache des eigentlichen Bengalen (etwa 48 Millionen), über. Die Literatur hat einen gewaltigen Umfang, die Literatursprache ist aber durchgehends so stark mit gelehrten Lehnwörtern aus der alten Sanskritsprache durchsetzt, daß sie für das Volk unverständlich ist. Die Schrift ist mit dem Nāgarīalphabet verwandt. Die arische Sprache von Assam, von 15 Millionen gesprochen, steht dem Bengalischen sehr nahe und wird mit demselben Alphabet geschrieben.

Andere arische Sprachen werden in der Indusebene gesprochen. Das Pandschābī ändert sich allmählich, wenn wir nach Westen gehen, und im westlichen Pandschāb können wir eine neue Sprache unterscheiden, die teils Westpandschābī, teils Lahndā genannt und von fast 5 Millionen gesprochen wird. Sie hat keine eigentliche Literatur und wird gewöhnlich im persischen Alphabet geschrieben. Im Süden ändert sich der Charakter allmählich, und im unteren Industale begegnet uns wiederum eine neue Sprache, das sogenannte Sindhī, das von etwas mehr als 3½ Millionen gesprochen wird. Persische Lehnwörter sind hier überaus zahlreich, und die persische Schrift wird allgemein gebraucht. Es gibt keine eigentliche Literatur.

Im Nordwesten berührt sich das indische Sprachgebiet mit dem iranischen, und wir finden mehrere Dialekte und Sprachen, die von dem einen zu dem andern hinüberleiten. Kāschmīrī, die Sprache Kaschmirs, mit etwas mehr als einer Million Sprechern, steht noch fast ganz auf indischem Boden. Am nächsten verwandt ist Lahndā, man nimmt aber an, daß es daneben eine andere Unterlage hat von derselben Art, wie die nordwestlichen Grenzdialekte, welche zu den iranischen Sprachen hinüberleiten. Die einzige iranische Sprache, welche für das eigentliche Indien in Betracht kommt, ist Afghanisch oder

Paschto, das westlich vom Indus in Swat und Buner von etwa 1½ Millionen gesprochen wird. Auch die Hauptsprache von Belutschistan ist iranisch.

Endlich muß erwähnt werden, daß es in Indien eine Reihe von Wanderstämmen gibt, die vielfach an die Zigeuner, welche ja auch einen indischen Dialekt sprechen, erinnern. Ihre Dialekte haben gewöhnlich ein Rādschasthānīelement, oft haben diese Stämme aber daneben Geheimsprachen, in denen Worte durch Umstellungen und durch Hinzufügung von bedeutungslosen Silben nach Art der P-Sprache unserer Kinder unverständlich gemacht werden.

Die Sprachen der Himālajaländer und Hinterindiens gehören eigentlich nicht der indischen Sprachenwelt an. Wie die Völker, die sie sprechen, rühren sie von anderen Ländern her, von Tibet und China. Die tibeto-chinesische Sprachenfamilie ist durch Einsilbigkeit der Wurzeln und Stämme gekennzeichnet, wobei der Bedeutungsunterschied zwischen gleichlautenden Wörtern häufig durch Tonunterschiede ausgedrückt wird, was dem Lernenden gewöhnlich große Schwierigkeiten bereitet. Man hat nun zu zeigen gesucht, daß jedenfalls einige von diesen Tönen durch den Wegfall alter Vorsilben entstanden sind. In den in Indien gesprochenen Dialekten werden diese Vorsilben in großer Ausdehnung noch gesprochen, und hier scheinen auch tatsächlich die Töne zu fehlen. Mehrere Dialekte des eigentlichen Tibetischen werden in den Gebirgsgegenden des Nordwestens gesprochen, und verwandte Mundarten kommen überall in den Himālajagegenden vor. In mehreren von ihnen finden wir eine ausgedehnte Verwendung von pronominalen Suffixen und andere Eigentümlichkeiten, welche entfernt an die kolarischen Sprachen erinnern. Die Gesamtzahl derer, die diese Dialekte sprechen, ist etwa ½ Million.

Von viel mehr Menschen werden die tibeto-birmanischen Dialekte in Assam und Birma gesprochen, wo sich etwa 2 Millionen einer Reihe von Sprachen bedienen, die in verschiedene Gruppen eingeteilt werden: Bodo, Naga, Kuki, Tschin, Katschin usw. Es handelt sich meistens um Mundarten unziviliſierter Stämme der Wald- und Berggegenden, und nur im Manipurtale hat sich eine von ihnen zu einer Literatursprache entwickelt. Im Irawaditale und den benachbarten Gegenden sitzen jetzt die Birmanen (8½ Millionen), deren Sprache eine reiche, wesentlich buddhistische Literatur entwickelt hat, die in einem südindischen Alphabet geschrieben wird.

Weiter gegen Osten finden wir Sprachen, welche mit dem Chinesischen und Siamesischen verwandt sind. Etwa eine Million sprechen chinesische Dialekte, unter denen das Karen der wichtigste ist, und ungefähr dieselbe Zahl fällt auf siamesische Mundarten. Unter diesen ist die der Schan die wichtigste. Verwandte Dialekte finden sich aber auch in Assam, und ein solcher, der jetzt ausgestorben ist, wurde von den Ahom, die sich im Jahre 1228 zu Herren des Assamtales machten, zu einer Literatursprache entwickelt.

Endlich finden wir etwa ½ Million Einwanderer, welche ihre Sprachen teils aus Europa, teils aus Afrika, teils aus anderen asiatischen Ländern mitgebracht haben. Die wichtigsten unter ihnen sind die Engländer (etwa 300 000) und die Chinesen (etwa 100 000). Durch die englische Herrschaft hat Englisch auch bei vielen Indern als zweite Sprache Eingang gefunden, und in allen Touristenzentren kann man, ohne irgendeine indische Sprache zu kennen, auskommen.

VII. Religion.

Von den religiösen Verhältnissen Indiens ist es überaus schwer, ein klares Bild zu gewinnen. Verschiedene Religionsformen bestehen nebeneinander, die Grenzen aber sind fließend, und es gibt eine endlose Menge von Übergängen. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, wie mannigfach die geistige Atmosphäre auch innerhalb des Christentums ist, werden wir uns nicht über die großen religiösen Verschiedenheiten in Indien wundern, wo so viele Völkerelemente nebeneinander wohnen.

Vor allem müssen wir uns das Verhältnis zwischen den beiden indischen Hauptrassen vor Augen halten. Die aus der Fremde eingewanderten Arier entwickelten früh eine hohe Kultur, die auch für die Draviden maßgebend wurde; namentlich wurden die Götter der letzteren vielfach mit denjenigen der Arier identifiziert oder in das arische Göttersystem eingeordnet. Eine in gewissem Grade einheitliche religiöse Atmosphäre entwickelte sich auf diese Weise, und eine Reihe arischer Einrichtungen und Vorstellungen verbreitete sich über das Land. So die Lehre von dem Fortwirken der Taten, dem Karma, die diesen eine Kraft beilegt, das Leben des Menschen in anderen Daseinsformen zu bestimmen. Diese Vorstellung, welche wir auch als die Lehre von der Seelenwanderung bezeichnen können, gab auch die Erklärung der sich aus dem Kastenwesen ergebenden Ungleichheit unter den Menschen.

Innerhalb dieses Gedankenkreises mußten sich aber große Verschiedenheiten einstellen. Schon unter den Ariern finden wir Vorstellungen aus sehr verschiedenen Entwicklungsstufen, uralte und primitive Glaubenselemente neben den feinsten und erhabensten. Die Draviden ihrerseits änderten ihr Geistesleben und ihre Vorstellungsart nicht wesentlich, wenn sie auch äußerlich arische Götter verehrten. Die arische Färbung war gewöhnlich eine ganz äußerliche, die alten Vorstellungen behielten trotzdem ihre Macht über die Geister. Als später der Islam seinen Weg nach Indien fand, wiederholte sich derselbe Prozeß. Die Bekehrung war vielfach eine ganz äußerliche. Und ebenso ist es in großer Ausdehnung mit dem Christentum gegangen. Das Bild ist nur immer bunter geworden.

Von allen solchen Abschattungen, die auf der Mischung verschiedener Vorstellungskreise beruhen, werden wir aber absehen müssen, wenn wir einen Überblick über die religiösen Verhältnisse im heutigen Indien gewinnen wollen. Wir müssen uns im wesentlichen an die Hauptformen der Religion halten. Die Religion derjenigen, die in größerem oder kleinerem Umfange von arischen Vorstellungen durchdrungen sind, werden wir als Hinduismus bezeichnen. Die alten Stämme, welche ihre altüberkommenen Vorstellungen noch immer im wesentlichen beibehalten haben, nennen wir Animisten, und auch bei Muhammedanern und Christen werden wir von der größeren oder geringeren Reinheit der Lehre absehen.

Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung war das Zahlenverhältnis zwischen diesen vier Religionsformen das folgende: Hinduismus 232 570 993, Animismus 10 295 168, Islam 66 647 299, Christentum 3 876 203. Dazu kamen 100 096 Parsis, 20 980 Juden und einige kleinere Religionsgemeinden, die für das Gesamtbild nicht in Frage kommen. Zu dem Hinduismus im weiteren Sinne habe ich hier einige Religionsformen gerechnet, welche gewöhnlich ausgeschieden werden, den Buddhismus, die Dschainalehre und die Religion der Sikhs.

Der Buddhismus ist bekanntlich eine selbständige Weltreligion geworden, der ein besonderer Band in dieser Sammlung gewidmet ist.[1]) Die Zahl der Buddhisten bei der letzten indischen Volkszählung betrug 10721453, von denen 10384579 in Birma gezählt wurden, wo 91 % der eingeborenen Bevölkerung sich als Buddhisten bezeichneten.

1) Leben und Lehre des Buddha. Von Richard Pischel. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 109.

Bei einem großen Teil der Bevölkerung spielt aber der Glaube an allerlei Geister, die sogenannten Nat, eine größere Rolle als die reine Morallehre des eigentlichen Buddhismus. In Indien selbst finden sich die Buddhisten wesentlich an der birmanischen Grenze und in den Himālajagegenden. Im eigentlichen Indien ist die Religion fast ganz geschwunden. Nur in den Orissastaaten finden sich die buddhistischen Saraks. Im Jahre 1906 wurde aber in Bangalor eine südindische Gesellschaft für die buddhistische Propaganda gegründet, die unter den tamulischen Handwerkern und innerhalb der Mittelklasse einen beachtenswerten Erfolg gehabt hat.

Die Dschainas zählten im Jahre 1911 1248182, und ihre Hauptsitze waren Adschmer-Merwara, Rādschputāna und angrenzende Distrikte. Die meisten von ihnen sind Geschäftsleute. Ihre Lehre ist vielfach mit dem Buddhismus verwandt, sie haben sich aber mehr als die Buddhisten den brahmanischen Vorstellungen angepaßt und betrachten sich selbst häufig als Hindus. Sie verehren aber nicht die hinduischen Götter, sondern widmen ihre Tempel dem Stifter und den alten Lehrern ihrer Religion.

Die Sikhs, welche bei der letzten Volkszählung 3014466 zählten, werden wesentlich wegen ihrer festen Organisation als eine eigene Religionsgemeinde angesehen. Ihre Lehre ist aus dem Hinduismus hervorgegangen, und viele von ihnen betrachten sich einfach als Hindus. Sie finden sich fast nur im Pandschāb, wo sie einen wesentlichen Teil der Rekruten der indischen Armee ausmachen.

Die Buddhisten, die Dschainas und die Sikhs verwerfen das Kastenwesen. Das ist auch bisweilen sonst unter den Hindus der Fall, und überhaupt umfaßt der Hinduismus sehr viele Verschiedenheiten. Einige nehmen das Kastenwesen in seinem vollen Umfang an und erkennen in den Brahmanen die höchste Kaste, ihre religiösen Lehrer, andere wollen die Dienste brahmanischer Priester nicht annehmen. Einige glauben an die göttliche Autorität der alten heiligen Bücher, andere leugnen dieselbe ebenso bestimmt. Einige glauben an eine ganze Reihe von Göttern, andere verehren bloß einen einzigen, noch andere sind Pantheisten, und wiederum andere verehren allerlei Geister und Dämonen. Einige verehren ihre Götter mit blutigen Opfern, bei anderen wieder ist das Töten verboten. Auch gibt es Hindus, die von den anderen als so unrein angesehen werden, daß man sie nicht berühren darf, und daß sie nicht zu den Tempeln Zutritt

haben. Auch gegen den Islam ist die Grenze unbestimmt. Hindus wallfahrten nach muhammedanischen Heiligtümern, einige von ihnen bedienen sich sogar muhammedanischer Priester. Andrerseits gibt es Muslime, welche in den hinduischen Tempeln opfern und sich in ihrer ganzen Lebensführung nach den hinduischen Vorschriften richten.

Als die beiden Hauptgötter der Hindus bezeichnet man gewöhnlich Śiva und Vischṇu, und häufig werden zwei Sekten unterschieden, die Śaivas, die Verehrer des Śiva, und die Vaischṇavas, die des Vischṇu. Diese Einteilung ist aber nicht ganz richtig. Der gewöhnliche Hindu macht wenig Unterschied zwischen den beiden und verehrt bald den einen, bald den anderen. Daneben hat er auch häufig einen Privatgott, den des Dorfes oder einen andern, und allerlei Vorstellungen anderer Art spielen herein. Andrerseits werden häufig die beiden Götter mit einem dritten Gotte Brahmā zusammen zu einer Dreieinigkeit zusammengestellt und auch als solche abgebildet, wobei Brahmā als Weltschöpfer, Vischṇu als Welthüter und Śiva als der Zerstörer gilt. Auch sonst finden wir eine Tendenz zur Verschmelzung, indem z. B. die Śaivas häufig Brahmā und Vischṇu einfach als verschiedene Offenbarungsformen des Śiva ansehen.

Śiva repräsentiert die unheimliche Kraft Gottes, die sich in der Vernichtung der Welt offenbart, aber auch die Idee der Zeugung. Oft denkt man sich ihn als einen Büßer, der sich auf jede Weise peinigt, als einen Jogin, der in Versenkung und Selbsttötung die Schranken der Endlichkeit vernichtet, als einen weisen Denker oder auch als den unbändigen und unheimlichen Wanderer in der Einöde, auf Leichenplätzen und an anderen grausigen Orten. Häufig wird er auch als Naṭeśa abgebildet, in einem Flammenkreise tanzend. Er ist von allerlei Spuk, den sogenannten Gaṇa, umgeben, deren Leiter Gaṇeśa oder Gaṇapati ist, ein dickbäuchiger Gott mit einem Elefantenrüssel, der alle Hindernisse beseitigt, einer der populärsten Götter der Hindus. Der Stier Nandi ist Śivas Symbol. Noch allgemeiner aber wird er durch das Linga, einen länglichen runden Stein, bezeichnet, was ihn wohl als einen Gott der Zeugung charakterisiert. Eine häufige bildliche Darstellung zeigt, wie sich Brahmā und Vischṇu vergebens bemühen, das obere und das untere Ende des Linga zu finden. Die Anhänger der südindischen Sekte der Lingājats tragen ein solches Linga bei sich. Sie leugnen die Seelenwanderung, verwerfen die Kinderheirat und gestatten Witwen, wieder zu heiraten. Sonst gibt es

eine große Reihe von śivaitischen Sekten. Die Smārta-Brahmanen des Südens glauben an die Einheit der menschlichen Seele mit der Weltseele. Andere legen ein Hauptgewicht auf die asketische Seite des Śiva. Hierzu gehören die Sannjasin und Jogin verschiedener Art, von solchen, die sich in Selbstverleugnung und Versenkung der Gottheit weihen, bis zu solchen, die ganz äußerliche Mittel verwenden. Eine große Rolle spielt auch die Gattin des Śiva, die unter vielen Namen wie Kālī, Pārvatī, Gaurī, Durgā, Umā usw. verehrt wird. Zu ihren Verehrern gehören die Śāktas, welche sie als die śakti oder Energie des Gottes verehren, ein Kultus, der häufig mit grausamen und obszönen Riten verbunden ist. Auch in den höheren Formen der Religion tritt oft die Göttin stark hervor. In den großen südindischen Tempelkomplexen steht ihre Kapelle neben der des Gottes, und bei den großen Wagenprozessionen wird das Bild des Gottes mit großer Feierlichkeit zu dem Tempel der Göttin gebracht, um dort eine Zeitlang zu verbleiben.

Auch Vischṇu hat neben sich ein weibliches Gegenstück, Śrī oder Lakschmī, die Göttin des Reichtums und Glückes. Sie spielt aber nicht dieselbe Rolle wie Śivas Gattin. Vischṇu wird überhaupt häufig mehr geistig aufgefaßt als Śiva. Namentlich Vischṇu ist es, an den sich die Vorstellung von dem Avatāra knüpft, dem Herabsteigen zur Erde in allerlei Gestalt, eine Vorstellung, die überaus fruchtbar gewesen ist, wenn es galt, alte unarische Kulte mit den arischen zu identifizieren. Die Zahl solcher Avatāras wird gewöhnlich auf 10, bisweilen auf 22 angegeben, ist aber theoretisch unbegrenzt. Auch Buddha und sogar Christus werden bisweilen als solche Inkorporationen angesehen. Die wichtigsten unter ihnen sind aber die Avatāras als Kṛischṇa und als Rāma. Beide sind alte Helden der indischen Sage, Kṛischṇa vielleicht auch ein alter Religionsstifter.

Der Hauptsitz des Kṛischṇakults ist Mathurā an der Dschamna. Als er geboren wurde, ließ der König Kansa alle Neugeborenen töten, weil prophezeit worden war, daß ein neuer König geboren werden sollte. Kṛischṇa wurde gerettet und von Hirten erzogen, tötete aber schließlich Kansa und erfüllte die Wahrsagung. Mit der Gestalt Kṛischṇas verknüpft sich häufig die Vorstellung von Bhakti, der liebevollen Hingebung an Gott, eine Lehre, die einige auf den historischen Kṛischṇa zurückführen wollen. Auch die Liebe zwischen Kṛischṇa und dem Hirtenmädchen Rādhā, die sonst ganz sinnlich aufgefaßt und gefeiert

uns kaum anders erklären können als durch die Annahme, daß die dravidische Bevölkerung den Sprachen, die allmählich auch die ihrigen wurden, ihr Sondergepräge aufgedrückt hat.

Die arischen Sprachen unterscheiden sich vielfach recht stark voneinander, so stark, daß einige Forscher angenommen haben, daß wir es mit zwei verschiedenen arischen Einwanderungen zu tun haben. Wir kennen aber die arischen Sprachen aus verschiedenen Gegenden seit sehr früher Zeit, und die Unterschiede zwischen den zwei Gruppen, die man hat nachweisen wollen, finden sich auf den früheren Stufen nicht. Die zu den beiden Gruppen gehörigen Sprachen gehen vielfach ganz unmerklich ineinander über, so z. B. das Marāṭhī und das Gudscharātī auf der Westküste, obgleich diese beiden Sprachen der Theorie nach einander scharf entgegenstehen. Wichtiger ist es ferner, daß es überhaupt keine befriedigende Einteilung der heutigen Sprachen gibt. Je nachdem man die eine oder die andere Eigentümlichkeit herausgreift, fällt die Einteilung anders aus, und die Versuche, die heutigen Verschiedenheiten durch die Annahme einer doppelten Einwanderung zu erklären, müssen als verfehlt bezeichnet werden. Bei der ganzen Entwicklung haben gewiß verschiedene Momente mitgespielt. Die Mischung mit nichtarischen Elementen in der Bevölkerung war in den verschiedenen Gegenden nicht gleich stark, und das unarische Element war nicht überall derselben Art. Von Bedeutung ist es auch gewesen, ob eine Sprache früher oder später literarisch verwendet wurde. Gerade wo die Dialektliteratur spät einsetzt, wie in Bihar, finden wir besonders große Abweichungen von dem alten arischen Gepräge. Dazu kommt, daß die Sprache der alten Arier nicht einheitlich war, jedenfalls dann nicht mehr, als diese sich über den größten Teil von Nordindien verbreitet hatten. Die Unterschiede waren aber nicht allzu bedeutend, und es wäre verfehlt, aus solchen Unterschieden auf eine doppelte Einwanderung zu schließen. Selbstverständlich sind die Arier nicht alle an einem Tage über die Grenze gekommen, doch ein Vergleich zwischen den ältesten iranischen und den ältesten indischen Sprachdenkmälern zeigt zur Genüge, wie vorsichtig man sein muß, durchgreifende sprachliche Verschiedenheiten in den ältesten Zeiten anzunehmen.

Die arischen Sprachen Indiens werden nach der letzten Volkszählung von etwas mehr als 230 Millionen gesprochen. Die allerwichtigste unter ihnen ist das sogenannte Hindī, eigentlich die Sprache des

Doabs, des Landes zwischen den Flüssen Dschamna und Ganges, und weiter südlich bis etwa zum 23. Breitengrad. Die Sprache, welche mehrere Dialekte umfaßt, wird von mehr als 40 Millionen gesprochen, und sie ist außerdem im ganzen Nordindien und in einem bedeutenden Teil des westlichen Südindiens eine Art allgemeine Verkehrssprache, eine lingua franca. Oft wird sie auch Hindūstānī genannt, ein Name, der einfach „die Sprache des Hindūstān, des Landes der Hindus", bedeutet. Unter der Herrschaft der Großmogule, als die Hofsprache persisch war, wurde Hindūstānī stark mit persischen Lehnwörtern aufgefüllt, namentlich wohl durch übereifrige Hindus, welche die Hofsprache erlernt hatten. In dieser stark gemischten Form nennt man die Sprache häufig Urdū, von dem königlichen Militärbasar, dem urdū-e-mu'alla, bei Delhi, wo diese Mischsprache vielfach Verwendung fand. Wenn Urdū in der Poesie verwendet wird, nennt man die Sprache Rechta, eingestreut, von der Einstreuung persischer Worte. Andrerseits hat sich die Bezeichnung Hindī für die reinere Form der Sprache ohne die persische Beimischung festgesetzt. Sowohl Urdū als Hindī werden literarisch verwendet, Hindī allerdings nur in der Prosa. Für das Hindī gebraucht man die alte indische Nāgarīschrift, das Urdū wird in dem persischen Alphabet geschrieben. Für die ausgedehnte Verwendung der beiden Formen der Sprache war es von großer Bedeutung, daß die Engländer Textbücher ausarbeiten ließen, um selbst in den Stand gesetzt zu werden, die Sprache zu erlernen. Der Bāgh-o-Bahār, noch heute das gebräuchlichste Urdūtextbuch, wurde auf englische Veranlassung zum Gebrauche an der Hochschule in Fort William geschrieben, und der Engländer Gilchrist ließ das erste Hindībuch, den Prem Sāgar, ausarbeiten. Diese beiden Bücher haben geradezu Epoche gemacht. Die Sprache des Bāgh-o-Bahār ist die wichtigste Schriftsprache der Muhammedaner geworden, und die des Prem Sāgar spielt eine ähnliche Rolle unter den Hindus Nordindiens. — Nahe mit dem Hindī verwandt ist Pandschābī, die Sprache des mittleren Pandschābs, die von etwa 16 Millionen gesprochen wird. Die persischen Lehnwörter sind weniger zahlreich als im Hindī, und die Sprache hat einen vorwiegend ländlichen, derben Charakter. In Büchern wird die Gurmukhīschrift gebraucht, die ihren Namen von den Gurus oder Leitern der Sikhs hat, die fast alle Pandschābī sprechen. Eng verwandt ist auch das sogenannte Rādschasthānī, die Sprache von Rādschputāna und dem westlichen Zentralindien (etwa

14 Millionen Sprecher) mit ihrer Tochtersprache, dem sogenannten Pahārī, das von 1¾ Millionen in den Bergen von Nepāl bis zum nördlichen Pandschāb gesprochen wird. In Nepāl aber ist Pahārī nur die Sprache der herrschenden Klasse, die Hauptmasse der Bevölkerung spricht dagegen tibeto-birmanische Dialekte. Unter den Rādschasthānīdialekten hat nur der westliche, das sogenannte Mārvārī, eine eigene Literatur.

Im Süden geht Rādschasthānī allmählich in Gudscharātī, die Sprache des Gudscharāt (fast 11 Millionen Sprecher) über, und zu dieser gesellen sich die Dialekte der Bhīlstämme in Gudscharāt, Zentralindien und Rādschputāna. Gudscharātī hat eine umfangreiche Literatur, welche in einem mit der Nāgarīschrift verwandten Alphabet geschrieben wird.

An der Westküste führen mehrere Dialekte des Gudscharātī zu der wichtigen arischen Sprache hinüber, welche sich von der Westküste zwischen Daman und Goa gegen Osten ausdehnt und die nordwestlichen Teile der Präsidentschaft Bombay und des Staates Haiderabad, Berar und den Südosten der Zentralprovinzen umfaßt. Es ist dies das sogenannte Marāṭhī, die Sprache der Marāṭhen (etwa 20 Millionen Sprecher). Seit den ältesten Zeiten hat in diesen Gegenden die Literatur in Blüte gestanden, und auch die moderne Dichtung ist sehr umfangreich. Die Schrift ist das Nāgarīalphabet, mit einer Abart, der sogenannten Modīschrift, die im täglichen Gebrauch vielfach Verwendung findet. Marāṭhī hat mehrere Dialekte, von denen bloß Konkanī, die Sprache der südlichen Küstengegenden, stärker abweicht. Im Osten berührt sich Marāṭhī mit dem sogenannten Osthindī, das in Tschattīsgarh, Baghelkhand und Audh von ungefähr 22 Millionen gesprochen wird. Die Sprachgrenze scheint ziemlich bestimmt zu sein. Osthindī hat eine reiche Literatur und wird auch außerhalb seiner eigentlichen Heimat vielfach von den Hindus als poetische Sprache verwendet.

Diese Sprache bildet den Übergang zwischen Hindī und den östlichen Mundarten. Zuerst kommt hier Bihārī, die Sprache des Bihar, östlich von Benares, von den Himālajagegenden im Norden bis zum Tschota-Nāgpur-Plateau. Sie zerfällt in mehrere Dialekte mit zusammen etwa 35 Millionen Sprechern. Die grammatischen Formen machen vielfach einen recht bunten Eindruck, und es ist mir wahrscheinlich, daß die kolarischen Mundarten dabei einen gewissen Ein-

fluß ausgeübt haben. Im Altertum wurde in Bihar die Literatur eifrig gepflegt, und auch aus einer späteren Zeit besitzen wir Literaturproben in einem Bihārīdialekt, der damals anscheinend in Nepal gesprochen wurde. Heutzutage aber ist Bihārī keine Literatursprache.

Im Süden berührt sie sich mit Orijā, der Sprache von Orissa, mit 10 Millionen Sprechern. Es ist dies eine konservative Sprache, welche sich in den letzten 500 Jahren wenig geändert hat. Sie besitzt eine bedeutende Literatur, die in einem Alphabet geschrieben wird, das in seinen runden Formen auf das früher allgemeine Schreibmaterial, die Blätter der Talipotpalme, hinweist.

Im Osten gehen Bihārī und Orijā allmählich in Bengalī, die Sprache des eigentlichen Bengalen (etwa 48 Millionen), über. Die Literatur hat einen gewaltigen Umfang, die Literatursprache ist aber durchgehends so stark mit gelehrten Lehnwörtern aus der alten Sanskritsprache durchsetzt, daß sie für das Volk unverständlich ist. Die Schrift ist mit dem Nāgarīalphabet verwandt. Die arische Sprache von Assam, von 15 Millionen gesprochen, steht dem Bengalischen sehr nahe und wird mit demselben Alphabet geschrieben.

Andere arische Sprachen werden in der Indusebene gesprochen. Das Pandschābī ändert sich allmählich, wenn wir nach Westen gehen, und im westlichen Pandschāb können wir eine neue Sprache unterscheiden, die teils Westpandschābī, teils Lahndā genannt und von fast 5 Millionen gesprochen wird. Sie hat keine eigentliche Literatur und wird gewöhnlich im persischen Alphabet geschrieben. Im Süden ändert sich der Charakter allmählich, und im unteren Industale begegnet uns wiederum eine neue Sprache, das sogenannte Sindhī, das von etwas mehr als 3½ Millionen gesprochen wird. Persische Lehnwörter sind hier überaus zahlreich, und die persische Schrift wird allgemein gebraucht. Es gibt keine eigentliche Literatur.

Im Nordwesten berührt sich das indische Sprachgebiet mit dem iranischen, und wir finden mehrere Dialekte und Sprachen, die von dem einen zu dem andern hinüberleiten. Kāschmīrī, die Sprache Kaschmirs, mit etwas mehr als einer Million Sprechern, steht noch fast ganz auf indischem Boden. Am nächsten verwandt ist Lahndā, man nimmt aber an, daß es daneben eine andere Unterlage hat von derselben Art, wie die nordwestlichen Grenzdialekte, welche zu den iranischen Sprachen hinüberleiten. Die einzige iranische Sprache, welche für das eigentliche Indien in Betracht kommt, ist Afghanisch oder

Paschto, das westlich vom Indus in Swat und Buner von etwa 1½ Millionen gesprochen wird. Auch die Hauptsprache von Belutschistan ist iranisch.

Endlich muß erwähnt werden, daß es in Indien eine Reihe von Wanderstämmen gibt, die vielfach an die Zigeuner, welche ja auch einen indischen Dialekt sprechen, erinnern. Ihre Dialekte haben gewöhnlich ein Rādschasthānīelement, oft haben diese Stämme aber daneben Geheimsprachen, in denen Worte durch Umstellungen und durch Hinzufügung von bedeutungslosen Silben nach Art der P-Sprache unserer Kinder unverständlich gemacht werden.

Die Sprachen der Himālajaländer und Hinterindiens gehören eigentlich nicht der indischen Sprachenwelt an. Wie die Völker, die sie sprechen, rühren sie von anderen Ländern her, von Tibet und China. Die tibeto-chinesische Sprachenfamilie ist durch Einsilbigkeit der Wurzeln und Stämme gekennzeichnet, wobei der Bedeutungsunterschied zwischen gleichlautenden Wörtern häufig durch Tonunterschiede ausgedrückt wird, was dem Lernenden gewöhnlich große Schwierigkeiten bereitet. Man hat nun zu zeigen gesucht, daß jedenfalls einige von diesen Tönen durch den Wegfall alter Vorsilben entstanden sind. In den in Indien gesprochenen Dialekten werden diese Vorsilben in großer Ausdehnung noch gesprochen, und hier scheinen auch tatsächlich die Töne zu fehlen. Mehrere Dialekte des eigentlichen Tibetischen werden in den Gebirgsgegenden des Nordwestens gesprochen, und verwandte Mundarten kommen überall in den Himālajagegenden vor. In mehreren von ihnen finden wir eine ausgedehnte Verwendung von pronominalen Suffixen und andere Eigentümlichkeiten, welche entfernt an die kolarischen Sprachen erinnern. Die Gesamtzahl derer, die diese Dialekte sprechen, ist etwa ½ Million.

Von viel mehr Menschen werden die tibeto-birmanischen Dialekte in Assam und Birma gesprochen, wo sich etwa 2 Millionen einer Reihe von Sprachen bedienen, die in verschiedene Gruppen eingeteilt werden: Bodo, Naga, Kuki, Tschin, Katschin usw. Es handelt sich meistens um Mundarten unzivilisierter Stämme der Wald- und Berggegenden, und nur im Manipurtale hat sich eine von ihnen zu einer Literatursprache entwickelt. Im Irawaditale und den benachbarten Gegenden sitzen jetzt die Birmanen (8½ Millionen), deren Sprache eine reiche, wesentlich buddhistische Literatur entwickelt hat, die in einem südindischen Alphabet geschrieben wird.

Weiter gegen Osten finden wir Sprachen, welche mit dem Chinesischen und Siamesischen verwandt sind. Etwa eine Million sprechen chinesische Dialekte, unter denen das Karen der wichtigste ist, und ungefähr dieselbe Zahl fällt auf siamesische Mundarten. Unter diesen ist die der Schan die wichtigste. Verwandte Dialekte finden sich aber auch in Assam, und ein solcher, der jetzt ausgestorben ist, wurde von den Ahom, die sich im Jahre 1228 zu Herren des Assamtales machten, zu einer Literatursprache entwickelt.

Endlich finden wir etwa ½ Million Einwanderer, welche ihre Sprachen teils aus Europa, teils aus Afrika, teils aus anderen asiatischen Ländern mitgebracht haben. Die wichtigsten unter ihnen sind die Engländer (etwa 300 000) und die Chinesen (etwa 100 000). Durch die englische Herrschaft hat Englisch auch bei vielen Indern als zweite Sprache Eingang gefunden, und in allen Touristenzentren kann man, ohne irgendeine indische Sprache zu kennen, auskommen.

VII. Religion.

Von den religiösen Verhältnissen Indiens ist es überaus schwer, ein klares Bild zu gewinnen. Verschiedene Religionsformen bestehen nebeneinander, die Grenzen aber sind fließend, und es gibt eine endlose Menge von Übergängen. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, wie mannigfach die geistige Atmosphäre auch innerhalb des Christentums ist, werden wir uns nicht über die großen religiösen Verschiedenheiten in Indien wundern, wo so viele Völkerelemente nebeneinander wohnen.

Vor allem müssen wir uns das Verhältnis zwischen den beiden indischen Hauptrassen vor Augen halten. Die aus der Fremde eingewanderten Arier entwickelten früh eine hohe Kultur, die auch für die Draviden maßgebend wurde; namentlich wurden die Götter der letzteren vielfach mit denjenigen der Arier identifiziert oder in das arische Göttersystem eingeordnet. Eine in gewissem Grade einheitliche religiöse Atmosphäre entwickelte sich auf diese Weise, und eine Reihe arischer Einrichtungen und Vorstellungen verbreitete sich über das Land. So die Lehre von dem Fortwirken der Taten, dem Karma, die diesen eine Kraft beilegt, das Leben des Menschen in anderen Daseinsformen zu bestimmen. Diese Vorstellung, welche wir auch als die Lehre von der Seelenwanderung bezeichnen können, gab auch die Erklärung der sich aus dem Kastenwesen ergebenden Ungleichheit unter den Menschen.

Innerhalb dieses Gedankenkreises mußten sich aber große Verschiedenheiten einstellen. Schon unter den Ariern finden wir Vorstellungen aus sehr verschiedenen Entwicklungsstufen, uralte und primitive Glaubenselemente neben den feinsten und erhabensten. Die Draviden ihrerseits änderten ihr Geistesleben und ihre Vorstellungsart nicht wesentlich, wenn sie auch äußerlich arische Götter verehrten. Die arische Färbung war gewöhnlich eine ganz äußerliche, die alten Vorstellungen behielten trotzdem ihre Macht über die Geister. Als später der Islam seinen Weg nach Indien fand, wiederholte sich derselbe Prozeß. Die Bekehrung war vielfach eine ganz äußerliche. Und ebenso ist es in großer Ausdehnung mit dem Christentum gegangen. Das Bild ist nur immer bunter geworden.

Von allen solchen Abschattungen, die auf der Mischung verschiedener Vorstellungskreise beruhen, werden wir aber absehen müssen, wenn wir einen Überblick über die religiösen Verhältnisse im heutigen Indien gewinnen wollen. Wir müssen uns im wesentlichen an die Hauptformen der Religion halten. Die Religion derjenigen, die in größerem oder kleinerem Umfange von arischen Vorstellungen durchdrungen sind, werden wir als Hinduismus bezeichnen. Die alten Stämme, welche ihre altüberkommenen Vorstellungen noch immer im wesentlichen beibehalten haben, nennen wir Animisten, und auch bei Muhammedanern und Christen werden wir von der größeren oder geringeren Reinheit der Lehre absehen.

Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung war das Zahlenverhältnis zwischen diesen vier Religionsformen das folgende: Hinduismus 232 570 993, Animismus 10 295 168, Islam 66 647 299, Christentum 3 876 203. Dazu kamen 100 096 Parsis, 20 980 Juden und einige kleinere Religionsgemeinden, die für das Gesamtbild nicht in Frage kommen. Zu dem Hinduismus im weiteren Sinne habe ich hier einige Religionsformen gerechnet. welche gewöhnlich ausgeschieden werden, den Buddhismus, die Dschainalehre und die Religion der Sikhs.

Der Buddhismus ist bekanntlich eine selbständige Weltreligion geworden, der ein besonderer Band in dieser Sammlung gewidmet ist.[1]) Die Zahl der Buddhisten bei der letzten indischen Volkszählung betrug 10721453, von denen 10384579 in Birma gezählt wurden, wo 91 % der eingeborenen Bevölkerung sich als Buddhisten bezeichneten.

1) Leben und Lehre des Buddha. Von Richard Pischel. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 109.

Bei einem großen Teil der Bevölkerung spielt aber der Glaube an allerlei Geister, die sogenannten Nat, eine größere Rolle als die reine Morallehre des eigentlichen Buddhismus. In Indien selbst finden sich die Buddhisten wesentlich an der birmanischen Grenze und in den Himālajagegenden. Im eigentlichen Indien ist die Religion fast ganz geschwunden. Nur in den Orissastaaten finden sich die buddhistischen Saraks. Im Jahre 1906 wurde aber in Bangalor eine südindische Gesellschaft für die buddhistische Propaganda gegründet, die unter den tamulischen Handwerkern und innerhalb der Mittelklasse einen beachtenswerten Erfolg gehabt hat.

Die Dschainas zählten im Jahre 1911 1248182, und ihre Hauptsitze waren Adschmer-Merwara, Rādschputāna und angrenzende Distrikte. Die meisten von ihnen sind Geschäftsleute. Ihre Lehre ist vielfach mit dem Buddhismus verwandt, sie haben sich aber mehr als die Buddhisten den brahmanischen Vorstellungen angepaßt und betrachten sich selbst häufig als Hindus. Sie verehren aber nicht die hinduischen Götter, sondern widmen ihre Tempel dem Stifter und den alten Lehrern ihrer Religion.

Die Sikhs, welche bei der letzten Volkszählung 3014466 zählten, werden wesentlich wegen ihrer festen Organisation als eine eigene Religionsgemeinde angesehen. Ihre Lehre ist aus dem Hinduismus hervorgegangen, und viele von ihnen betrachten sich einfach als Hindus. Sie finden sich fast nur im Pandschāb, wo sie einen wesentlichen Teil der Rekruten der indischen Armee ausmachen.

Die Buddhisten, die Dschainas und die Sikhs verwerfen das Kastenwesen. Das ist auch bisweilen sonst unter den Hindus der Fall, und überhaupt umfaßt der Hinduismus sehr viele Verschiedenheiten. Einige nehmen das Kastenwesen in seinem vollen Umfang an und erkennen in den Brahmanen die höchste Kaste, ihre religiösen Lehrer, andere wollen die Dienste brahmanischer Priester nicht annehmen. Einige glauben an die göttliche Autorität der alten heiligen Bücher, andere leugnen dieselbe ebenso bestimmt. Einige glauben an eine ganze Reihe von Göttern, andere verehren bloß einen einzigen, noch andere sind Pantheisten, und wiederum andere verehren allerlei Geister und Dämonen. Einige verehren ihre Götter mit blutigen Opfern, bei anderen wieder ist das Töten verboten. Auch gibt es Hindus, die von den anderen als so unrein angesehen werden, daß man sie nicht berühren darf, und daß sie nicht zu den Tempeln Zutritt

haben. Auch gegen den Islam ist die Grenze unbestimmt. Hindus wallfahrten nach muhammedanischen Heiligtümern, einige von ihnen bedienen sich sogar muhammedanischer Priester. Andrerseits gibt es Muslime, welche in den hinduischen Tempeln opfern und sich in ihrer ganzen Lebensführung nach den hinduischen Vorschriften richten.

Als die beiden Hauptgötter der Hindus bezeichnet man gewöhnlich Śiva und Vischṇu, und häufig werden zwei Sekten unterschieden, die Śaivas, die Verehrer des Śiva, und die Vaischṇavas, die des Vischṇu. Diese Einteilung ist aber nicht ganz richtig. Der gewöhnliche Hindu macht wenig Unterschied zwischen den beiden und verehrt bald den einen, bald den anderen. Daneben hat er auch häufig einen Privatgott, den des Dorfes oder einen andern, und allerlei Vorstellungen anderer Art spielen herein. Andrerseits werden häufig die beiden Götter mit einem dritten Gotte Brahmā zusammen zu einer Dreieinigkeit zusammengestellt und auch als solche abgebildet, wobei Brahmā als Weltschöpfer, Vischṇu als Welthüter und Śiva als der Zerstörer gilt. Auch sonst finden wir eine Tendenz zur Verschmelzung, indem z. B. die Śaivas häufig Brahmā und Vischṇu einfach als verschiedene Offenbarungsformen des Śiva ansehen.

Śiva repräsentiert die unheimliche Kraft Gottes, die sich in der Vernichtung der Welt offenbart, aber auch die Idee der Zeugung. Oft denkt man sich ihn als einen Büßer, der sich auf jede Weise peinigt, als einen Jogin, der in Versenkung und Selbsttötung die Schranken der Endlichkeit vernichtet, als einen weisen Denker oder auch als den unbändigen und unheimlichen Wanderer in der Einöde, auf Leichenplätzen und an anderen grausigen Orten. Häufig wird er auch als Naṭeśa abgebildet, in einem Flammenkreise tanzend. Er ist von allerlei Spuk, den sogenannten Gaṇa, umgeben, deren Leiter Gaṇeśa oder Gaṇapati ist, ein dickbäuchiger Gott mit einem Elefantenrüssel, der alle Hindernisse beseitigt, einer der populärsten Götter der Hindus. Der Stier Nandi ist Śivas Symbol. Noch allgemeiner aber wird er durch das Linga, einen länglichen runden Stein, bezeichnet, was ihn wohl als einen Gott der Zeugung charakterisiert. Eine häufige bildliche Darstellung zeigt, wie sich Brahmā und Vischṇu vergebens bemühen, das obere und das untere Ende des Linga zu finden. Die Anhänger der südindischen Sekte der Lingājats tragen ein solches Linga bei sich. Sie leugnen die Seelenwanderung, verwerfen die Kinderheirat und gestatten Witwen, wieder zu heiraten. Sonst gibt es

eine große Reihe von śivaitischen Sekten. Die Smârta-Brahmanen des Südens glauben an die Einheit der menschlichen Seele mit der Weltseele. Andere legen ein Hauptgewicht auf die asketische Seite des Śiva. Hierzu gehören die Sannjasin und Jogin verschiedener Art, von solchen, die sich in Selbstverleugnung und Versenkung der Gottheit weihen, bis zu solchen, die ganz äußerliche Mittel verwenden. Eine große Rolle spielt auch die Gattin des Śiva, die unter vielen Namen wie Kālī, Pārvatī, Gaurī, Durgā, Umā usw. verehrt wird. Zu ihren Verehrern gehören die Śāktas, welche sie als die śakti oder Energie des Gottes verehren, ein Kultus, der häufig mit grausamen und obszönen Riten verbunden ist. Auch in den höheren Formen der Religion tritt oft die Göttin stark hervor. In den großen südindischen Tempelkomplexen steht ihre Kapelle neben der des Gottes, und bei den großen Wagenprozessionen wird das Bild des Gottes mit großer Feierlichkeit zu dem Tempel der Göttin gebracht, um dort eine Zeitlang zu verbleiben.

Auch Vischṇu hat neben sich ein weibliches Gegenstück, Śrī oder Lakschmī, die Göttin des Reichtums und Glückes. Sie spielt aber nicht dieselbe Rolle wie Śivas Gattin. Vischṇu wird überhaupt häufig mehr geistig aufgefaßt als Śiva. Namentlich Vischṇu ist es, an den sich die Vorstellung von dem Avatāra knüpft, dem Herabsteigen zur Erde in allerlei Gestalt, eine Vorstellung, die überaus fruchtbar gewesen ist, wenn es galt, alte unarische Kulte mit den arischen zu identifizieren. Die Zahl solcher Avatāras wird gewöhnlich auf 10, bisweilen auf 22 angegeben, ist aber theoretisch unbegrenzt. Auch Buddha und sogar Christus werden bisweilen als solche Inkorporationen angesehen. Die wichtigsten unter ihnen sind aber die Avatāras als Kṛischṇa und als Rāma. Beide sind alte Helden der indischen Sage, Kṛischṇa vielleicht auch ein alter Religionsstifter.

Der Hauptsitz des Kṛischṇakults ist Mathurā an der Dschamna. Als er geboren wurde, ließ der König Kansa alle Neugeborenen töten, weil prophezeit worden war, daß ein neuer König geboren werden sollte. Kṛischṇa wurde gerettet und von Hirten erzogen, tötete aber schließlich Kansa und erfüllte die Wahrsagung. Mit der Gestalt Kṛischṇas verknüpft sich häufig die Vorstellung von Bhakti, der liebevollen Hingebung an Gott, eine Lehre, die einige auf den historischen Kṛischṇa zurückführen wollen. Auch die Liebe zwischen Kṛischṇa und dem Hirtenmädchen Rādhā, die sonst ganz sinnlich aufgefaßt und gefeiert

wird, wird auf echt mystische Art zu glühender Liebe der Seele zu Gott. Auch Rāma ist ursprünglich wohl eine historische Persönlichkeit, ein Prinz von Ajodhja, dem heutigen Audh, der angeblich durch Haremsintrigen auf 10 Jahre in die Landflüchtigkeit getrieben wurde, wobei ihn seine Frau Sītā und sein Bruder Lakschmaṇa begleiteten. Sītā wurde dabei von Rāvaṇa, dem Könige der Unholde, geraubt, aber mit der Hilfe des Affenfürsten Hanuman wiedergefunden. Diese Sagen gehören zu den allerbeliebtesten in Indien, und der Affengott Hanuman wird in jedem Dorfe verehrt. Sicher liegt wohl hier ein uralter Affenkult vor, den die Arier von der Urbevölkerung übernahmen. Rāma selbst ist früh zum Gott geworden. Heutzutage spielt er eine große Rolle, und ihm mehr als irgendeinem anderen Gott wird die Bhakti gewidmet. Für die einen ist er ein Geist, der in Geist und Wahrheit verehrt werden will, für andere ein erhabener Gott, voll von Liebe und Mitleid, dem man sich in inbrünstiger Liebe und Hingebung nähern muß.

Der Hinduismus ist an und für sich keine Religion der Propaganda. Ein Hindu kann man nur durch Geburt werden, da ja der Hinduismus auf das engste mit dem Kastenwesen zusammenhängt. Wir haben aber schon gesehen, daß es früh Sekten gab, für welche die Kaste in religiöser Beziehung keine Rolle spielte, und auch in einigen neueren Sekten ist der Zusammenhang gelockert.

Zu diesen gehört der von Rāmmohan Rai (1774—1833) gegründete Brahma Samādsch, der bloß einen einzigen Gott kennt, mit dem der Mensch ohne irgendwelche Vermittler in Verbindung tritt, und der die Brüderschaft unter allen Menschen lehrt. Es gibt einen älteren Zweig, den Ādi Samādsch, der nur die heiligen Bücher der Inder als die Quelle religiöser Erkenntnis anerkennt, und einen neueren, den Nababidhān Samādsch, der auch aus den heiligen Büchern der Buddhisten, der Christen und der Muhammedaner schöpft. Noch weiter geht der Sadhāran Brahma Samādsch, der das Kastenwesen ganz verwirft und namentlich unter solchen Hindus, welche europäische Bildung genossen haben, Anhänger gefunden hat. Im ganzen aber ist der Brahma Samādsch eine Religion der höheren Intelligenz und hatte im Jahre 1911 nur 5504 Anhänger.

Viel demokratischer ist der von Dajānand Sarasvati (1827—1853) gegründete Arja Samādsch, dessen Anhänger in den 10 Jahren 1901—1911 von 39952 auf 243445 gestiegen sind. Er fußt ganz auf

der alten indischen Überlieferung, die aber auf recht moderne Weise interpretiert wird. Die Arbeit für die unterdrückten Klassen spielt eine große Rolle, und daneben wird eine energische Missionstätigkeit ausgeübt, auch unter Christen und Muhammedanern, für deren Erfolg die angestrebte Lockerung des Kastenwesens von Wichtigkeit ist. Hohe Moral und männliche Kraft charakterisieren den Arja Samādsch, der auch zu der nationalistischen Bewegung Beziehungen hat.

Unter den breiteren Schichten des Volkes verbinden sich die religiösen Vorstellungen, die wir skizziert haben, mit manchen anderen. Neben den großen Göttern finden sich zahllose andere. Wir haben schon gesehen, daß alte Tiergötter wie Gaṇeśa und Hanuman allgemeine Verehrung gefunden haben, und daß Sagenhelden wie Rāma und Kṛischṇa zu Göttern wurden. Bis auf den heutigen Tag hat sich die Tendenz, verstorbenen Menschen göttliche Ehren zu erweisen, gehalten. Leute, die Hervorragendes leisteten oder die auf ungewöhnliche Weise um das Leben kamen, werden verehrt, von Nationalhelden, wie dem Marāṭhenführer Śivādschi, und fremden Kriegern, wie dem Engländer Nicholson, bis zu gehenkten Verbrechern. Bekannt ist auch die Geschichte von dem beliebten englischen Beamten, auf dessen Grab alljährlich Zigarren und Kognakflaschen geopfert wurden. Auch Tiere genießen göttliche Ehren, so unter den Hindus die Kuh, die menschenähnlichen Affen, welche oft Hanuman genannt werden, und, namentlich in Südindien, die Schlangen. Auch Berge, Flüsse, Bäume, Pflanzen und nützliche Gegenstände werden verehrt. So betet der Landmann zu seinem Pfluge, der Fischer zu seinem Netze, der Weber zu seinem Webstuhl, der Schreiber zu seiner Feder usw. Dazu kommen die Dorfgötter, die Dämonen der verschiedenen Seuchen und andere Geister allerlei Art. Es ist klar, daß es sich hierbei um uralte Vorstellungen handelt, die teils von den Ariern, teils von den Draviden herrühren, und solche können als volkstümlicher Untergrund in der ganzen Religionsentwicklung Indiens nachgewiesen werden. Sie spielen aber auch in die höheren Formen des Hinduismus hinein, und sie erklären uns z. B. den Glauben an die heiligen Flüsse und Berge, zu welchen die Hindus in großen Scharen wallfahrten. Der Amarnāth in Kaschmīr, Prajāga bei Allahabad, Benares, Gajā, der Dschagannāthtempel in Orissa, die Quellen der heiligen Flüsse usw. werden alljährlich von Tausenden besucht, und das heilige, sündentilgende Wasser des Ganges wird

überall in Indien verkauft, ja es gibt Inder, die solches Wasser nach Europa mitnehmen.

Namentlich kann man sich durch den Besuch der großen religiösen Feste ein besonderes Verdienst erwerben, und die Gelegenheit wird in so großer Ausdehnung benutzt, daß die Nachbarschaft eines heiligen Wallfahrtsortes genügt, um ein Eisenbahnunternehmen lohnend zu machen. Solche Feste gibt es eine große Menge. So wird die Makarasankränti oder Pongol, wie diese Feier im Süden heißt, Anfang Januar gefeiert. Bei Prajäga findet dann ein religiöser Jahrmarkt oder Melā statt, und im Süden wird das Vieh bekränzt und in Prozessionen vorgeführt. Bei der Śivarātri, Mitte oder Ende Februar, wird das Linga verehrt und die heiligen Kultstätten des Śiva besucht. Vor dem Vollmondstage im Monate Februar-März wird die Holi gefeiert, mit allerlei Karnevalspossen, mit Tanz von jungen Knaben, Bewerfung mit rotem und gelbem Pulver und Aufführung von Szenen aus der Kṛischṇalegende. Das Geburtsfest des Kṛischṇa wird im Hochsommer mit großer Feierlichkeit und unter allerlei Belustigung begangen. Die Divālī, das Lampenfest, um die Zeit des Mondwechsels im Oktober, und die Kārttikapūrṇimā bei dem nächstfolgenden Vollmond sind alte Neujahrsfeste, wobei die Straßen illuminiert werden usf. Die uralten primitiven Vorstellungen, die solchen Festlichkeiten und Pilgerfahrten zugrunde liegen, spielen im ganzen Indien eine große Rolle. Besonders ist das aber in entlegeneren Berg- und Waldgegenden der Fall, bei den dravidischen, kolarischen und tibeto-birmanischen Stämmen. Viele von diesen, namentlich in Südindien, in Bengalen, Orissa und den Zentralprovinzen, wie in Assam, sind noch heute die richtigen Animisten, deren Welt von allerlei gewöhnlich übelgesinnten Geistern und Dämonen erfüllt ist. Bagheschvar, der Tigergott, Schlangengötter und allerlei totemistische Götter werden verehrt, bisweilen noch heute mit blutigen Opfern. Die Hauptaufgabe der Priester ist es dabei, das von den Geistern drohende Unglück abzuwenden. Der Mensch ist unfrei, dem Leiden unterworfen, nicht aber wie im Hinduismus infolge seiner Taten, seines Karma, sondern infolge der Anfeindung der mächtigen Wesen, die ihn überall umgeben.

Die übrigen Religionen Indiens sind aus der Fremde eingeführt. Die wichtigste ist der Islam, der die zahlreichsten Verehrer in denjenigen Gegenden aufweist, die zuerst von den Muslimen erobert

wurden. Dieser Religion gehören 93% der Bevölkerung der nordwestlichen Grenzprovinz an, 91% in Belutschistan, 76% in Kaschmir, 55% im Pandschāb, 53% in Bengalen, wo die große Zahl sich aus der kräftigen Propaganda der früheren muhammedanischen Herrscher erklärt, 28% in Assam, 20% in Bombay, wovon die Hälfte auf Sind kommt, wo ein muhammedanisches Reich schon im 8. Jahrhundert gegründet wurde, und 14% in den Vereinigten Provinzen. Sonst ist die Zahl der Muslime klein. Der überwiegende Teil der Muhammedaner stammt aber nicht von fremden Eroberern her, sondern ist zum Islam übergetreten. Im Pandschāb waren z. B. nur 15% fremder Abstammung. Die Muhammedaner ernähren sich besser als die Hindus, sind widerstandsfähiger und vermehren sich stärker. Dazu kommt, daß die Religion sich auch durch Propaganda ausbreitet, so daß das Verhältnis zum Hinduismus sich allmählich zugunsten des Islam verschiebt. Andrerseits ist schon oben darauf hingewiesen, daß der Muhammedanismus oft nur eine durchsichtige Hülle über den hinduischen oder gar animistischen Vorstellungen ist. Der muhammedanische Dörfler befragt gern den hinduischen Astrologen, wenn er einen glücklichen Tag für eine Hochzeit bestimmen soll, und er betet bisweilen zu einem Hindugotte, um einen Sohn zu bekommen usw. Die zahlreichen Heiligen sind häufig einfach umgetaufte Hindugötter usw. Die Hauptmasse der indischen Muhammedaner sind Sunniten, welche neben dem Koran auch die Sunnat, die traditionell anerkannte Lehre, als Autorität ansehen. Daneben finden sich aber auch, namentlich in Lakhnau und in Haiderabad, viele Schiiten. Die fanatischen Wahabiten, welche den Heiligenkult verwerfen, haben oft die Nordwestgrenze unsicher gemacht. Der Sufismus, der wohl von indischer Mystik beeinflußt worden ist, hat auch viele Anhänger. Endlich muß erwähnt werden, daß in neuerer Zeit eine muslimische Reformbewegung immer mehr Boden gewinnt. Religiöser Unterricht in den breiteren Volksschichten und weitere Ausbildung der höheren Klassen ist bei dieser Bewegung, die die muhammedanische Hochschule in Aligarh ins Leben gerufen, von großem Einfluß.

Neben dem Islam spielt das Christentum noch immer eine untergeordnete Rolle. Von den im Jahre 1911 gezählten 3876203 Christen waren 3574770 Inder. Drei Fünftel sind katholisch, davon zwei Fünftel römisch-katholisch, die übrigen syrische oder römisch-syrische Christen. Drei Fünftel der indischen Christen finden sich im Süden, namentlich

in Kotschin und in Travankur, wo die syrische Kirche seit dem Altertum Gemeinden hat, welche sich auf den Apostel Thomas zurückführen. Ein christliches Zentrum findet sich weiter unter den dravidischen und kolarischen Stämmen in Tschota Nágpur, und ein drittes unter den tibeto-birmanischen Stämmen in Assam. Unter den höheren Klassen hat das Christentum dagegen wenig Anhänger gewonnen. Die Zahl der Christen nimmt aber verhältnismäßig rasch zu, von 0,7% der Bevölkerung im Jahre 1881 zu 1¼% im Jahre 1911.

Interessant ist die kleine Gemeinde der Pärsis, die sich namentlich in und um Bombay findet. Sie sind die Nachkommen der Perser, welche im Jahre 717 Persien verließen, um den Anfeindungen der Muhammedaner zu entgehen und ihre alte Religion, die Lehre des Zoroaster, bewahren zu können. Sie sind meistens wohlhabende Geschäftsleute, mit großem Interesse für Erziehungsfragen und ausgeprägtem Gemeinsinn. Die Türme des Schweigens, wo sie ihre Leichen aussetzen und wo diese von Geiern und anderen Aasvögeln gefressen werden, werden jedem Besucher Bombays im Gedächtnis bleiben.

Die Juden schließlich haben alte Ansiedlungen in Kolaba in Bombay und im Kotschinstaate. Ihre Zahl betrug im Jahre 1911 20980.

VIII. Volkswirtschaft.

Nicht weniger als 71 % der indischen Bevölkerung leben von Ackerbau und Viehzucht. Die Bedingungen, unter denen diese zu arbeiten haben, sind natürlich recht verschieden; dabei ist neben der Bewässerungsfrage namentlich die Art des Bodens von Bedeutung.

Sehr fruchtbar sind die südlichen Küstengegenden, unterhalb der Ghâts, besonders aber können die tiefen Ablagerungen der nordindischen Ebene mit Leichtigkeit angebaut werden. Im mittleren und südlichen Binnenland ist die Lage weniger günstig, und es sind eigentlich bloß die Täler, die hier in Betracht kommen. Die dekhanischen Trappformationen bereiten dem Landwirt viel Schwierigkeiten, weil der Boden in der Regenzeit lehmig, in den trockenen Monaten hart wird und dann schwer zu bearbeiten ist. Während es im Norden genügt, den Boden mit dem meistens aus Holz verfertigten Pflug zu bearbeiten und durch einfache von Ochsen gezogene Balken zu ebnen, muß man im Süden häufig Hacken benutzen. Die landwirtschaftlichen Geräte sind überhaupt durchgehends primitiv. Für die Ernte werden z. B. gewöhnliche Sicheln verwendet, und das Dreschen wird meistens

von Ochsen besorgt, welche über das Getreide hingetrieben werden, oder es wird mit der Hand gedroschen. In neuerer Zeit hat man allerdings mit modernen Maschinen Versuche gemacht. Die geringe Kaufkraft der meisten Landwirte ist aber hier ein großes Hindernis.

Es gibt jährlich zwei Ernten, die Charīfernte im Herbst und die Rabīernte im Frühjahr. Das wichtigste Charīfgetreide ist Reis, der für einen großen Teil der Bevölkerung das hauptsächlichste Nahrungsmittel ist. Der Reis wird vor dem Eintreffen des Monsuns gesät, die besseren Sorten werden aber nachher in Felder mit niedrigen Erdwällen zur Regulierung der Bewässerung umgepflanzt. Bengalen, Bihar, Madras und Birma sind die wichtigsten Reisprovinzen, in Assam ist Reis fast das einzige Getreide, das gebaut wird, und auch in den Zentralprovinzen spielt der Reisbau eine überwiegende Rolle, während in den Vereinigten Provinzen andere Getreidesorten ebenso wichtig sind. Reis wird auch in großer Ausdehnung ausgeführt, namentlich aus Birma. Die bedeutendsten Abnehmer waren bis jetzt Deutschland, Holland und Österreich-Ungarn. Das wichtigste Rabīgetreide ist Weizen, namentlich im Pandschāb und den Vereinigten Provinzen, auf welche drei Viertel der ganzen Produktion fallen. Der Weizen wird in großer Ausdehnung nach Großbritannien, Belgien und Frankreich ausgeführt.

Auch die verschiedenen Hirsearten haben für den indischen Bauer große Bedeutung, namentlich in der Bombayer und der Madraser Präsidentschaft, aber auch anderswo, vornehmlich in den Zentralprovinzen und den Vereinigten Provinzen. Hirse wird teils als Charīf-, teils als Rabīgetreide gebaut, und der Ertrag wird im Lande selbst verbraucht. Dasselbe ist mit den meisten Hülsenfrüchten der Fall, deren Anbau namentlich in den Vereinigten Provinzen, aber auch im Pandschāb, Bengalen, Bombay und den Zentralprovinzen wichtig ist.

Eine große Reihe anderer Bodenerzeugnisse spielt in der Volkswirtschaft Indiens eine bedeutende Rolle. Vor allem die Baumwolle. Die Hälfte des Baumwollareals kommt auf Bombay und Berar, der Rest wesentlich auf Madras, die Zentralprovinzen, die Vereinigten Provinzen und das Pandschāb. Baumwolle ist der wichtigste Ausfuhrartikel Indiens. Die Rohbaumwolle ging bis jetzt namentlich nach Japan, Deutschland, Belgien, Italien und Österreich-Ungarn, während die fertigen Waren in der Hauptsache in Asien ver-

kauft wurden. Auch der Jutebau ist wichtig, dafür kommen aber nur die Gegenden am Delta des Ganges und des Brahmaputra in Betracht. Rohe Jute wird in großer Ausdehnung ausgeführt, zumeist nach Großbritannien, Deutschland und Frankreich. Auch wird die Jute im Lande selbst verarbeitet, und Säcke und Sacktuch bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel, der vor allem nach Amerika geht. Von den weiteren Erzeugnissen des indischen Bodens sind für den indischen Handel wichtig: Ölsamen, Tabak, Tee u. a. m. Eine stetig wachsende Bedeutung gewinnt die indische Teeproduktion, wobei namentlich Assam und Bengalen in Betracht kommen. Im Jahre 1913 belief sie sich auf 307 Millionen Pfund, wovon 200 auf Assam und 80 auf Bengalen fielen. Davon gingen mehr als zwei Drittel nach Großbritannien, und Rußland allein nahm 33 Millionen Pfund, während 23 Millionen in Indien verbraucht wurden. Etwa eine halbe Million Menschen finden bei der Teeindustrie Beschäftigung, und von den 360 Millionen Mark, welche dabei interessiert sind, kommen mehr als 300 aus Großbritannien.

Im Vergleiche zum Tee ist die Kaffeeproduktion unbedeutend, sogar sinkend, und beträgt nur etwa $1^1/_3$ Millionen Kilogramm.

Indiens Wirtschaft und seine Bedeutung für das britische Weltreich hängt in erster Linie von dem Ertrage des Bodens ab. Es ist deshalb natürlich, daß die Regierung zur Sicherstellung und zur weiteren Entwicklung des Anbaus des Bodens verschiedene Maßnahmen getroffen hat. Besonders hat sie der Verbesserung landwirtschaftlicher Methoden, der Auswahl des Saatgutes, der Beschaffung von geeigneten Geräten usw. ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

Eine sehr wichtige und viel erörterte Frage ist auch die der landwirtschaftlichen Kreditgewährung. Der indische Bauer ist zumeist sehr arm. Er ist ein tüchtiger Landwirt und besitzt große Erfahrung. Er hat auch keine Vorurteile gegen neue Methoden und neue Geräte; was ihm fehlt, ist fast immer das Geld. Dieser Umstand bereitet ihm immer mehr Schwierigkeiten. Früher wurden die einfachen Dorfhandwerker, der Wagenbauer, der Zimmermann, der Schmied, der Töpfer, der Lederarbeiter usw. gewöhnlich vom Dorfe durch Naturalverpflegung unterhalten. Jetzt muß man sie zumeist in bar entlohnen, und auch sonst braucht man häufiger Bargeld als früher. Und so bleibt den Bauern dann nichts übrig als zu borgen. Der eigentliche Geldverleiher ist gewöhnlich der Dorf-

kaufmann, der sehr hohe Zinsen verlangt und dem der Bauer nicht selten seine ganze Ernte und auch sein Land verpfänden muß. Der Wert des Bodens ist in neuerer Zeit stark gestiegen, und der Geldverleiher findet es deshalb oft vorteilhaft, die Besitzung des Schuldners in seine Hände zu bringen, was die Lage der Bauern sehr erschwert hat. In neuerer Zeit hat man aber den Versuch gemacht, durch die Begründung von Kreditgenossenschaften bessere Kreditverhältnisse zu schaffen, und diese scheinen immer mehr an Bedeutung zu gewinnen. Immerhin hatten sie aber im Jahre 1912/13 erst ½ Million Mitglieder, mit einem Kapital von ungefähr 40 Millionen Mark.

Noch wichtiger ist es, daß die Regierung in großer Ausdehnung für künstliche Bewässerung des indischen Bodens gesorgt hat. Heute wird ungefähr ein Sechstel der gesamten angebauten Fläche künstlich bewässert. Solche Bewässerungsanlagen gehen in die frühesten Zeiten zurück. So grub man Brunnen, die bis gegen 100 m tief waren, aus denen man das Wasser teils durch Menschenkraft schöpfte, teils durch von Ochsen getriebene Schöpfmaschinen heraufbeförderte; auch legte man Wasserbehälter und Teiche an, von ganz kleinen bis zu solchen, welche mittels ausgedehnter Kanalanlagen große Distrikte bewässerten; ebenso wurde das Wasser der großen Flüsse durch Kanalisation nutzbar gemacht. Aber erst die große Bewässerungskommission vom Jahre 1901 hat ein vollständiges Programm aufgestellt. Danach sollen solche Gegenden, in denen die Niederschläge ungenügend sind, durch künstliche Bewässerung für die Landwirtschaft nutzbar gemacht, und in anderen Gegenden sollen Maßnahmen gegen einen möglichen Fehlschlag des Monsuns getroffen werden. Die großen Flüsse werden deshalb allmählich durch Kanalanlagen über möglichst große Gebiete geleitet, und in den Ghāṭs wird das Regenwasser aufgespeichert, um nach trockenen Gegenden geleitet zu werden. Es sind hier große Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden. Schon jetzt aber ist durch künstliche Bewässerung Großes geleistet worden. Ein bedeutender Teil der Ostküste verdankt solchen Anlagen älterer und neuerer Zeit seine Fruchtbarkeit, und noch mehr tritt die Bedeutung der Bewässerungspolitik in den Kanalkolonien Nordindiens zutage. Durch das Kanalsystem des unteren Tschenāb z. B. sind etwa 790000 ha für die Landwirtschaft nutzbar gemacht worden. Die Kolonisation begann im Jahre 1892, und 20 Jahre später fand dort eine Million Menschen Unterkunft und Auskommen. Im ganzen werden etwa 10 Millionen Hektar

künstlich bewässert, und der Staat hat für solche Zwecke fast 650 Millionen Mark verausgabt. Da aber die Ansiedler teils direkt, teils in der Form von erhöhten Grundsteuern für das Wasser bezahlen müssen, hat der Staat dabei ein gutes Geschäft gemacht, er erzielt im ganzen einen Reingewinn von etwa 8%. Dazu kommt, daß der Ertrag des indischen Bodens erhöht worden ist, und daß die neuen Kolonien auch in anderen Beziehungen für die Wirtschaft des Staates Bedeutung haben. Sie haben z. B. die anliegenden Eisenbahnlinien zu einem lohnenden Geschäft gemacht. Mit dem fortschreitenden Ausbau von Anlagen mehr prohibitiver Art wird natürlich der Reingewinn des Staates sinken. Dabei werden aber auch die Ausgaben des Staates zur Vermeidung von Hungersnot zurückgehen.

Neben dem Ackerbau spielt die Viehzucht eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Das Vieh wird nicht als Schlachtvieh, sondern in erster Linie als Last- und Arbeitsvieh gehalten, dann aber auch zum Zwecke der Milcherzeugung. Die armen Leute sind jedoch zumeist auf Ziegenmilch angewiesen. Ziegen und ebenso auch Schafe werden deshalb in großer Menge gehalten. Die zunehmende Ausnutzung des Landes für den Ackerbau macht die Futterfrage immer schwieriger; die Folge davon ist, daß der Rinderbestand zum Teil qualitativ zurückgegangen ist. Immerhin spielt die Zubereitung von ghī, d. h. zerlassener Butter, und von Käse eine recht große Rolle, auch für die Ausfuhr nach Hinterindien und Afrika, und in Gudscharāt hat man angefangen, Butter in Büchsen einzudosen, wesentlich für den indischen Markt. Große Bedeutung hat ferner die Viehzucht für die Ausfuhr von Häuten und Fellen, die bis jetzt namentlich nach Amerika und Deutschland ging. Auch wird besonders nach England viel Leder ausgeführt.

Auch das Forstwesen hat für die Landwirtschaft nicht geringe Bedeutung. Einmal werden die Wälder häufig als Weideplätze verwendet, und weiter liefern sie Brennstoff, woran es in Indien durchgehends fehlt. Deshalb wird — was vom Standpunkte der Landwirtschaft sehr bedenklich ist — als Brennmaterial vielfach der Dünger verwendet. Die indischen Wälder enthalten viele wertvolle Nutzbaumarten. So werden etwa 300000 t Tiek gewonnen, davon 250000 in Birma, 200000 t Sāl, namentlich in den Vereinigten Provinzen und in Nepal, in großer Ausdehnung aber auch in Bengalen, den Zentralprovinzen, Assam und Orissa. Wichtig sind auch die Wäl-

der von Deodār, Sandel, Sissu und Rosenholz, wozu viele Nebenprodukte kommen: Faser, Ölsamen, Gerb- und Farbstoffe, Harze, Gummi, Katschu usw. Kein Wunder, daß das indische Forstwesen, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Leitung deutscher Forstleute organisiert wurde, für den Staat recht lohnend gewesen ist. Die Einnahmen betragen ungefähr 40 Millionen Mark, die Ausgaben 21,5.

Ein Teil der Landwirte, namentlich an der Küste, treibt auch Fischfang als Nebengeschäft. In Bengalen leben 644000 Personen von Fischerei und von der Zubereitung und dem Verkauf von Fischen. Dort wird auch Fisch in großer Ausdehnung gegessen. Auch in Birma spielt der Fischfang eine Rolle. In Bombay handelt es sich wesentlich um Seefischerei, während in Madras die Teiche und Seen für den Fischfang eine ebenso große Rolle spielen. Auch Fischguano wird namentlich nach Deutschland ausgeführt.

Neben der Landwirtschaft spielt die Industrie noch immer eine untergeordnete Rolle, obgleich wir namentlich in neuerer Zeit einen großen Aufschwung feststellen können. Heute finden etwa 12%, in den großen Städten sogar 30% der Bevölkerung ihren Unterhalt in der Industrie. Ja in Ahmadabad mit seinen Baumwollfabriken steigt die Zahl sogar auf 53%.

In früheren Zeiten war die Industrie wesentlich eine Haus- und Kleinindustrie. Nur in Birma bemerken wir, daß sich früh bestimmte Zweige in einzelnen Dörfern spezialisieren. Jetzt wird das durchgehends anders, wobei es unverkennbar ist, daß die altererbte Kunstfertigkeit der Handwerker vielfach im Niedergange begriffen ist. Man hat allerdings den Versuch gemacht, die Haus- und Kleinindustrie zu organisieren, der Erfolg ist aber bis jetzt nicht sehr groß gewesen.

Auf der andern Seite macht die Großindustrie immer weitere Fortschritte. Der wichtigste Industriezweig ist noch immer die Verarbeitung von Baumwolle, und hier ist auch ein bedeutender Teil des angelegten Kapitals indisch. Die erste wirkliche Baumwollfabrik in Indien wurde 1856 gegründet, im Jahre 1913 war die Zahl auf 272 mit 94 136 Webstühlen gestiegen. Bombay ist der Hauptsitz dieser Industrie, und dort werden 87 % der Gesamtfabrikation hergestellt. Etwa 79 % der Produktion werden in Indien verbraucht. Trotzdem machen die Baumwollwaren 5 % der ganzen indischen Ausfuhr aus.

Obgleich die Lohnsätze der Arbeiter niedrig sind und in Bombay durchschnittlich nur 275 Mark jährlich betragen, hat die indische Baumwollindustrie mit großen Schwierigkeiten kämpfen müssen. Vergebens haben die Inder bis jetzt Schutzzölle gefordert, das verstieß gegen die handelspolitischen Anschauungen der Herrscher. Hierzu kommt, daß die gefährlichsten Konkurrenten die englischen Baumwollspinnereien sind. Daneben hat sich aber in neuerer Zeit auch die japanische Konkurrenz fühlbar gemacht.

Eine starke Stellung hat allmählich die Juteindustrie gewonnen. Die erste Jutespinnerei wurde 1855 angelegt, jetzt ist die Zahl auf 70 gestiegen, welche etwa 230 000 Arbeiter beschäftigen. Das Kapital ist fast ausschließlich schottisch, und der Hauptsitz der Industrie ist Bengalen, namentlich Kalkutta und die Gegenden an den Ufern der Hughli. Der Wert der ausgeführten Waren betrug in den letzten Jahren vor dem Kriege 200—280 Millionen Mark. Es ist bis jetzt nicht gelungen, diese Industrie zu organisieren. Die verschiedenen Betriebe haben sich selten den Interessen der Gesamtheit fügen wollen.

Die Seidenindustrie hat bis jetzt eine recht bescheidene Rolle gespielt. Ihr Hauptsitz war Kaschmir, wo der Betrieb staatlich ist. In neuerer Zeit sind auch in Maisur und Bengalen Versuche gemacht worden. Noch immer aber übersteigt die Einfuhr, mit etwa 50 Millionen Mark, bei weitem die Ausfuhr, die ungefähr 7 Millionen beträgt.

Der Bergbau hat früher viel unter der europäischen Konkurrenz gelitten, scheint aber jetzt immer mehr an Bedeutung zu gewinnen. So wird die indische Kohlengewinnung immer wichtiger, namentlich für die indische Industrie. Neun Zehntel der gesamten Produktion, welche im Jahre 1912 13½ Millionen Tonnen betrug, kommt von den Gondwānāfeldern in Bengalen und Bihar und Orissa. Die Preise sind niedrig und wechseln mit der Nachfrage. Der Preis für die Tonne war z. B. in Dscheria im Januar 1913 5 Mark, im Mai 7,50, im November 4,75. Früher war er noch niedriger.

Die Eisenindustrie hat durch die großartigen Anlagen des Inders Tata in neuerer Zeit einen großen Aufschwung genommen. Die im Jahre 1907 angelegten Hauptwerke befinden sich bei Saktschi in dem Distrikt Singbhūm und repräsentieren ein Kapital von 30 Millionen Mark. Sie beschäftigen 7500—9500 Arbeiter in Saktschi und etwa 5000 außerhalb, dazu kommen etwa 200 Europäer. Das Unternehmen rechnet mit einer Produktion von 35 000 t Roheisen und 72 000 t

Stahl und ist außerordentlich erfolgreich gewesen. Große Erweiterungen werden jetzt unternommen; die Nebenprodukte sollen ausgenutzt werden, und der Betrieb soll gänzlich von dem Auslande unabhängig gemacht werden. Auch sonst wird vielfach Bergbau getrieben. So werden Mangan, Chrom, Zinn u. a. m. gewonnen, und gerade hier scheinen recht gute Aussichten vorhanden zu sein. Die Goldfelder bei Kolar im Maisurstaate haben schon jetzt große Bedeutung. Der Betrieb ist elektrisch und beschäftigt mehr als 25 000 Personen, der Wert der Jahresproduktion übersteigt 40 Millionen Mark. Die übrigen Goldfelder in Haiderabad, Madras, Birma usw. sind weniger bedeutend. Auch die indische Glimmererzeugung ist wichtig und umfaßt ungefähr die Hälfte der Weltproduktion. Endlich werden auch Bernstein, Graphit, Diamanten gewonnen. Die hierher gehörenden Industriezweige sind aber noch unbedeutend.

Auch die indischen Petroleumquellen sind sehr wichtig. Solche finden sich im Pandschāb, in Belutschistan, Assam und namentlich in Birma. Im Jahre 1915 produzierte Indien nicht weniger als 13 Millionen Hektoliter im Werte von etwa 30 Millionen Mark, und die Produktion nimmt immer zu. Die früher vorherrschende Stellung Amerikas auf dem indischen Ölmarkt ist dadurch stark geschwächt worden.

Auch andere kleinere Industriezweige werden in Indien gepflegt. Glas und Glaswaren, Indigo und andere Farbstoffe, Ölkuchen, Papier, Zündhölzer usw. werden teils fabrikmäßig, teils in der Kleinindustrie hergestellt. Die Holzschnitzereien und Metallarbeiten, die gewebten und gestickten Sachen, die Lackarbeiten und andere Erzeugnisse des indischen Kunsthandwerks haben sich immer großer Beliebtheit erfreut. Auf vielen Gebieten sind Möglichkeiten vorhanden, die in Zukunft vielleicht weiter entwickelt und ausgenutzt werden. In der letzten Zeit war auch vielfach davon die Rede, ob nicht die Roherzeugnisse Indiens in größerer Ausdehnung als bisher im Lande selbst verarbeitet werden können, und namentlich inwieweit es möglich ist, die früher von den Mittelmächten eingeführten Waren durch indische zu ersetzen. Die verschiedenen Fragen, welche sich auf die weitere Entwicklung der indischen Industrie beziehen, werden gerade jetzt von einer Kommission untersucht.

Es scheint die allgemeine Ansicht zu sein, daß Indien alle Vorbedingungen besitzt, ein wichtiges Industrieland zu werden. Roh-

stoffe sind in reichlicher Menge vorhanden, und an Kraftquellen fehlt es nicht. Kohlen und Petroleum werden im Lande selbst gewonnen, und auch Kraftquellen für die Erzeugung von Elektrizität scheinen große Zukunftsmöglichkeiten zu bieten. Die Seidenfabriken und andere Anlagen in Kaschmir und die Goldfelder von Kolar werden schon jetzt elektrisch betrieben. Die im Jahre 1910 gegründete hydro-elektrische Gesellschaft der Firma Tata liefert elektrische Kraft für Bombay und soll jetzt bedeutend erweitert werden. Damit aber sind die Möglichkeiten noch lange nicht erschöpft, und man rechnet mit Sicherheit damit, daß in den nächsten Jahren mehrere Millionen Pfund auf elektrische Anlagen verwendet werden. Auch Arbeiter sind reichlich vorhanden. Allerdings kann man höchstens in Bombay von einer ständigen Fabrikarbeiterbevölkerung reden. Gewöhnlich kehren die Arbeiter nach einiger Zeit nach ihren Dörfern zurück, und man hört oft, daß die indischen Fabrikarbeiter nicht so leistungsfähig sind wie die europäischen. Dafür werden sie aber lange nicht so hoch bezahlt.

Größere Schwierigkeit bereitet die Kapitalfrage. Die indische Industrie wird zum großen Teil von Großbritannien aus finanziert, und die Inder ziehen es zumeist vor, ihr Geld auf andere Weise anzulegen. Wo sie aber zu einem Unternehmen Vertrauen haben, geben sie auch das Geld her. Durch weitere Entwicklung des Bankwesens, von der jetzt viel geredet wird, könnte diese Frage sicherlich einer befriedigenden Lösung zugeführt werden.

Eine ganz andere Frage ist es, ob der Übergang zum Industrialismus vom indischen Standpunkte aus vorteilhaft sein würde. Der Ersatz der mitteleuropäischen Einfuhr durch einheimische Produkte würde den Indern wahrscheinlich wenig nützen, da eine Industrie, die nur mit dem indischen Markte rechnen könnte, kaum lohnend werden würde, um so weniger, als sich die Japaner und Amerikaner beeilt haben, nach Möglichkeit die entstandene Lücke auszufüllen. Es ist denn auch recht bezeichnend, daß schon jetzt hervorgehoben wird, daß Indien nach dem Kriege kaum auf sehr viel britisches Kapital für seine Industrie rechnen kann. Es ist allerdings kaum zweifelhaft, daß die Inder mit Vorteil viele Rohstoffe, wie Baumwolle, Ölsamen, Häute und Felle usw., die sie bis jetzt in großen Mengen ausgeführt haben, im Lande selbst verarbeiten können. Der wichtigste Konkurrent des Inders in der Industrie ist aber der Engländer, und eine Umstellung der indi-

schen Wirtschaftspolitik auf industrieller Grundlage würde sicherlich den Engländern größere Vorteile bringen als den Indern. Natürlich würde eine immer größere Zahl von indischen Arbeitern in der Industrie eine Beschäftigung finden, die mehr einbringt als die Landwirtschaft. Dabei würden aber auch die Lohnsätze für die Feldarbeiter in die Höhe getrieben werden, und es ist die Frage, ob nicht die Landwirtschaft darunter stark leiden wird. Schon dadurch, daß die Erzeugnisse des Dorfhandwerkers zum größeren Teil durch Fabrikwaren ersetzt worden sind, die mit Bargeld bezahlt werden müssen, ist ihre Lage schwieriger geworden, und ihre wirtschaftliche Widerstandskraft darf nicht überschätzt werden, obgleich sie unverkennbar gesteigert ist. Noch wichtiger ist, daß das Leben in dichtbevölkerten Städten und die Arbeit in Fabrikräumen für die Inder bei ihrer vorwiegend vegetarischen Kost und ihrer verhältnismäßig schwachen Widerstandskraft nicht unbedenklich ist. Falls eine reichere Entwicklung der Industrie zu einer physischen Schwächung des indischen Volkes führen sollte, würde dafür der größere materielle Gewinn keinen Ausgleich schaffen können, namentlich wenn wir bedenken, daß dieser Gewinn den britischen Kapitalisten ebensosehr oder vielleicht mehr als den Indern selber zugute kommen würde. Es sind dies Fragen, die für Indien viel wichtiger sind als die imperialistischen Gesichtspunkte, welche vorläufig in der Diskussion mehr im Vordergrunde stehen.

Neben der Industrie spielt der Handel eine wichtige Rolle. Er ernährt etwa 18 Millionen oder ungefähr 6 % der Bevölkerung, wozu die vielen Handwerker kommen, welche ihre Erzeugnisse selbst verkaufen. Unter den eigentlichen Geschäftsleuten sind mehr als die Hälfte solche, welche Lebensmittel, Öle und Salz, Korn und Getreide, Betelblätter, Gemüse und Obst usw. verkaufen. Es handelt sich dabei häufig um ganz kleine Geschäfte. Im Dorfe selbst ist der Kaufmann auch gern Geldverleiher und gibt den Bauern Vorschüsse auf ihre Ernte, die er dann selbst später verkauft. Im Binnenhandel spielen auch Kleider und Kleiderstoffe eine große Rolle, und auch nach Industrieprodukten wird die Nachfrage immer größer. Überhaupt hat sich dieser Handel sehr stark entwickelt.

Das hängt natürlich auch mit dem Ausbau des Verkehrswesens unter der englischen Herrschaft zusammen. Während früher der Verkehr sehr schwierig und das einzelne Dorf häufig nur auf sich selbst angewiesen war, macht es heute ein ausgedehntes Wegenetz auch den

entlegensten Dörfern möglich, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, und das ganze Land wird von Eisenbahnlinien durchzogen. Im ganzen hat Indien jetzt etwa 56 000 km Eisenbahn, und der Verkehr ist mit mehr als 450 Millionen Fahrgästen und einem Warenverkehr von über 80 Millionen Tonnen als beträchtlich zu bezeichnen. Das indische Eisenbahnwesen ist denn auch allmählich ein recht lohnendes Geschäft geworden. Während der Betrieb im Anfang Verluste brachte und der Staat deshalb den englischen Kapitalisten, die den Bau unternahmen, einen Gewinn sicherte, der von den indischen Steuerzahlern aufgebracht werden mußte, ergeben die Eisenbahnen jetzt durchschnittlich 6 % Reingewinn. Großenteils sind sie auch in den Besitz des Staates übergegangen. Der Betrieb wird aber durchgehends an Privatgesellschaften verpachtet. Es wird dabei häufig darüber geklagt, daß diese Politik eine Regelung der Frachtsätze im Interesse der Industrie erschwert. Die meisten leitenden Engländer scheinen aber diese Art des Betriebes für vorteilhafter als den Betrieb durch den Staat zu halten.

Der Ausbau des Wege- und Eisenbahnnetzes hat auch für den Außenhandel Indiens durchgreifende Bedeutung erlangt. Dabei spielt der überseeische Verkehr bei weitem die Hauptrolle. Die dadurch erzielten Gewinne kommen aber bloß teilweise den Indern selbst zugute, da der Außenhandel überwiegend und die Schiffahrt fast ausschließlich in den Händen von Ausländern, namentlich von Engländern, liegt. Bei dem Warenaustausch Indiens mit dem Auslande ist es auffällig, daß die Ausfuhr bei weitem die Einfuhr übersteigt. Im letzten Berichtsjahre vor dem Kriege, 1913—14, hatte die indische Wareneinfuhr einen Wert von 127 538 638 Pfund, während indische Waren für 162 800 999 ausgeführt wurden, und in den vorhergehenden Jahren war der Mehrbetrag der Ausfuhr noch größer.

Das erklärt sich einmal durch die geringe Kaufkraft der Inder, sodann dadurch, daß Indien von einem fremden Lande abhängig ist, und daß sehr viel britisches Kapital in Indien angelegt ist. Dies Kapital muß verzinst werden, und große Summen müssen in England als Gehälter oder Pensionen ausgezahlt werden. Im ganzen müssen auf diese Weise etwa 90 Millionen Pfund nach England gezahlt werden, und diese Summe muß durch die Überschüsse der Ausfuhr gedeckt werden. Die englischen Kaufleute kaufen dann in England Anweisungen, welche in Indien honoriert werden, und zu deren Bezahlung dienen die

indischen Waren. Was noch übrigbleibt, wird als Gold oder Silber nach Indien eingeführt. So im Jahre 1913—14 für 350 Millionen Mark Gold und für 190 Millionen Silber. Ungefähr die Hälfte des Goldes war in englischen Sovereigns ausgemünzt. Diese gelten seit dem Jahre 1899 in Indien als gesetzliches Zahlungsmittel. Das Pfund wird 15 Silberrupien gleichgerechnet. Die Rupie hat 16 Annas, so daß 1 Anna einem Penny gleichkommt. Das Silber wird in Indien ausgemünzt. Infolge des niedrigen Silberpreises entsteht dadurch für den Staat ein bedeutender Gewinn, der als indische Gold-Standard-Reserve in großer Ausdehnung in englischen Staatspapieren angelegt wird, eine Maßnahme, über die man sich in Indien vielfach beschwert hat.

Eine andere Eigentümlichkeit bei dem Außenhandel Indiens ist die, daß bei der Ausfuhr Roherzeugnisse, namentlich solche der Landwirtschaft, bei der Einfuhr aber Industrieprodukte die Hauptrolle spielen. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Baumwolle, wovon im Jahre 1913 bis 1914 3 Millionen Ballen zu 400 Pfund ausgeführt wurden. Dann folgen Getreide, namentlich Reis und Weizen, Ölsamen, Jute, Tee, Häute und Felle. Unter den ausgeführten Industrieprodukten, die etwa 23 % der Gesamtausfuhr ausmachen, sind Jute- und Baumwollwaren die wichtigsten. Bei der Einfuhr spielen Baumwollwaren die Hauptrolle, mit ungefähr ein Drittel des Wertes der Gesamteinfuhr, und davon kam im Jahre 1913—14 mehr als 90 % auf Großbritannien. Dann folgen Maschinen und Eisenbahnmaterial, Metalle und Metallwaren usw., und auch hier kommt auf Großbritannien der Hauptanteil. Wenn man bedenkt, daß auch ein beträchtlicher Teil der ausgeführten Rohstoffe nach Großbritannien geht, und daß die Schiffahrt vorwiegend in englischen Händen liegt, wird man verstehen, welche Bedeutung der indische Handel für das britische Weltreich hat. Auch für Indien selbst spielt er aber natürlich eine große Rolle, wobei man jedoch nicht übersehen darf, daß die bedeutende Ausfuhr von Getreide nicht ganz unbedenklich ist. Obgleich es nicht selten für die armen Leute recht knapp ist, leidet allerdings die Ernährung des indischen Volkes wohl schwerlich darunter. Die große Ausfuhr trägt aber dazu bei, die Preise des Getreides zu erhöhen. Diese Erhöhung kommt nur zum Teil dem Urproduzenten zugute, für die armen Leute, die kaufen müssen, ist sie aber eine drückende Belastung.

In Verbindung mit dem Handel müssen auch die verschiedenen Er-

werbszweige genannt werden, welche mit dem Verkehrs- u Transportwesen in Verbindung stehen. Etwa 2,8 Millionen si mit dem Transport auf den Landstraßen, je eine Million auf d Eisenbahnen und auf den Wasserwegen und $^1/_5$ Million bei dem Te graphen- und Telephonwesen beschäftigt. Die übrigen Berufszweig Armee, Flotte, Polizei, Verwaltung usw., beschäftigen nicht einm 1½ % der Bevölkerung und geben etwa 11 Millionen oder 3½ der Bevölkerung Unterhalt.

IX. Verwaltung.

Das Dorf ist die Grundlage des indischen Verwaltungssystem: Es hat eine gewisse Selbstverwaltung und eigene Beamte. In de nordwestlichen Grenzprovinz, im Pandschāb und in den Vereinigte Provinzen ist das Dorf das gemeinsame Eigentum der Dorfbewoh ner, sofern es nicht einem Zamīndār oder Gutsbesitzer untersteht Die Verwaltung der Dorfangelegenheiten ist hier noch vielfach i den Händen des Pantschājat, d. h. der Versammlung der Dorfältesten. Daneben finden sich aber auch Hauptleute, die sogenannten Lam bardārs. In anderen Gegenden herrscht das Rajatwārīsystem, d. h. der einzelne Rajat oder Landwirt ist der Eigentümer seines Bodens. In solchen Dörfern hat man gewöhnlich einen Dorfvorsteher, dessen Stellung zumeist erblich ist. Er wird verschiedentlich benannt, Patel, Reddi usw.

Auch die Städte haben eine gewisse Selbstverwaltung mit Versammlungen, deren Mitglieder teils gewählt, teils von den Behörden ernannt werden. Unter ihren Einnahmequellen spielt die Akzise eine wichtige Rolle. Dazu kommen Haus- und Grundsteuern, Abgaben von Geschäften und Fuhrwerken, Wasserabgaben usw. Davon bestreiten die Gemeinden die Ausgaben für Sanitäts- und Schulwesen, den öffentlichen Sicherheitsdienst usw.

Die Lokalbehörden unterstehen den Leitern der Subdivisionen, die sich aus den jüngeren Mitgliedern der höheren Beamtenschaft, des Civil Service, rekrutieren. In Madras, Bombay und den Vereinigten Provinzen werden die Subdivisionen in kleinere Bezirke, Tāluk oder Tahsil genannt, aufgeteilt, deren Vorsteher, die sogenannten Tāluk- oder Tahsildārs, die Verbindung mit den Lokalbehörden vermitteln.

Um im Civil Service angestellt zu werden, muß man nach ab-

...fte der Männer und ein
...rache auch Englisch lesen
...ranzösisch. Englisch wird
... und zwar von 9,5 v. H.
... die Zahl steigt rasch.
... Volksschulen in In-
... jedem Kind den Schul-
... nur 17,4 % der Jungen
...nden Jahresklassen zur
...etwa vier Jahre. Ange-
...r. Sehr häufig nehmen
...ichen Schulstunden teil,
... kommt, daß die Lehrer,
...ufig minderwertig sind.
... Vorbildung, und diese
...cher Schulinspektor be-
...ie Kinder zwar lehrte,
...ber persönlich der ent-
... der Volksschule ist in
...Regierung hat wieder-
... bessern. Immer aber
...ndern gestellte Forde-
...geltlichen Elementar-
...ng unerfüllt bleiben.
... daß die Kinder ihre
...aneben versucht man
... Anfangsgründe der
...Landwirtschafts- und
... Lehrkräfte sind aber
... Ziel durchgehends

...sser. Auch hier aber
... Lehrer haben eine
...heren Schulen war
...lern. An den mei-
...ache ist dann auch
... höheren Schulen
... für verschiedene

werbszweige genannt werden, welche mit dem Verkehrs- und Transportwesen in Verbindung stehen. Etwa 2,8 Millionen sind mit dem Transport auf den Landstraßen, je eine Million auf den Eisenbahnen und auf den Wasserwegen und $^1/_5$ Million bei dem Telegraphen- und Telephonwesen beschäftigt. Die übrigen Berufszweige, Armee, Flotte, Polizei, Verwaltung usw., beschäftigen nicht einmal 1½ % der Bevölkerung und geben etwa 11 Millionen oder 3½ % der Bevölkerung Unterhalt.

IX. Verwaltung.

Das Dorf ist die Grundlage des indischen Verwaltungssystems. Es hat eine gewisse Selbstverwaltung und eigene Beamte. In der nordwestlichen Grenzprovinz, im Pandschāb und in den Vereinigten Provinzen ist das Dorf das gemeinsame Eigentum der Dorfbewohner, sofern es nicht einem Zamīndār oder Gutsbesitzer untersteht. Die Verwaltung der Dorfangelegenheiten ist hier noch vielfach in den Händen des Pantschājat, d. h. der Versammlung der Dorfältesten. Daneben finden sich aber auch Hauptleute, die sogenannten Lambardārs. In anderen Gegenden herrscht das Rajatvārīsystem, d. h. der einzelne Rajat oder Landwirt ist der Eigentümer seines Bodens. In solchen Dörfern hat man gewöhnlich einen Dorfvorsteher, dessen Stellung zumeist erblich ist. Er wird verschiedentlich benannt, Patel, Reddi usw.

Auch die Städte haben eine gewisse Selbstverwaltung mit Versammlungen, deren Mitglieder teils gewählt, teils von den Behörden ernannt werden. Unter ihren Einnahmequellen spielt die Akzise eine wichtige Rolle. Dazu kommen Haus- und Grundsteuern, Abgaben von Geschäften und Fuhrwerken, Wasserabgaben usw. Davon bestreiten die Gemeinden die Ausgaben für Sanitäts- und Schulwesen, den öffentlichen Sicherheitsdienst usw.

Die Lokalbehörden unterstehen den Leitern der Subdivisionen, die sich aus den jüngeren Mitgliedern der höheren Beamtenschaft, des Civil Service, rekrutieren. In Madras, Bombay und den Vereinigten Provinzen werden die Subdivisionen in kleinere Bezirke, Tāluk oder Tahsil genannt, aufgeteilt, deren Vorsteher, die sogenannten Tāluk- oder Tahsildārs, die Verbindung mit den Lokalbehörden vermitteln.

Um im Civil Service angestellt zu werden, muß man nach ab-

gelegtem Examen ein weiteres Jahr an einer britischen Universität zubringen, worauf noch eine Prüfung folgt. Inder haben theoretisch dasselbe Recht zur Anstellung wie Engländer. Sie sind aber in der Minderzahl. So waren im April 1971 von 1371 Zivilbeamten nur 5 % Inder. In Indien wird der junge Zivilbeamte erst bei einem älteren als Gehilfe angestellt. Nach einer Prüfung in einer indischen Volkssprache wird er später Subdivisionsbeamter. Die Subdivisionen werden zu Distrikten vereinigt, und der Distriktsbeamte ist es, auf dessen Schultern die eigentliche Verwaltung ruht. Er ist der Repräsentant der Regierung und in den Augen des Volkes schlechthin der Sarkār, die Regierung selbst. Er nimmt die Steuern und Abgaben entgegen, leitet die verschiedenen Zweige der Verwaltung und ist für das Wohl und Wehe des Distrikts verantwortlich. Er hat auch gewisse richterliche Befugnisse, kann z. B. Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren und Geldstrafe bis zu 1000 Rupien auferlegen, hat aber gewöhnlich nichts mit der Strafrechtspflege zu tun. In solchen Provinzen, deren Gesetzgebung früher durch Regulationen der Ratsversammlungen der Hauptstädte erfolgte, den sogenannten Regulationsprovinzen, Madras, Bombay, Bengalen und Agra, führt er die Titel Collector und Magistrat, in den übrigen Provinzen wird er Deputy Commissioner (Vizekommissionar) genannt. Seine Befugnisse sind aber überall dieselben. In Madras untersteht der Collector direkt der Provinzialregierung; sonst werden mehrere Distrikte zu einer Division unter einem Commissioner vereinigt.

Die Regierung der Provinzen erfolgt durch ein Sekretariat, das in verschiedene Departements zerfällt. Der höchste Beamte wird in den verschiedenen Provinzen verschieden tituliert. In den ältesten britisch-indischen Provinzen, den Präsidentschaften Bombay, Madras und Bengalen, heißt er Gouverneur und wird von der britischen Krone, gewöhnlich aus britischen Politikern, ernannt. Er hat neben sich einen Rat von vier Mitgliedern und darf in gewissen Fällen direkt mit dem britischen Minister für Indien korrespondieren. Im Pandschāb, den Vereinigten Provinzen, Bihar, Orissa und Birma führt er den Titel Lieutenant Governor (Gouverneurleutnant) und wird von dem Vizekönig, vorbehaltlich der Zustimmung der Krone, ernannt. Er kann neben sich einen Rat haben. Das ist aber bis jetzt nur in Bihar und Orissa der Fall. In den Zentralprovinzen, Assam, der nordwestlichen Grenzprovinz, Adschmer-Merwara, Kurg und Belutschistan heißt der

oberste Beamte Chief Commissioner und ist theoretisch nur der Vertreter des Vizekönigs. In den Zentralprovinzen hat er aber genau dieselben Befugnisse wie ein Gouverneurleutnant. Auch die Andamanen und Nikobaren werden von einem Chefkommissionär, der zugleich Vorsteher der Strafkolonie in Port Blair ist, verwaltet. In Aden, das administrativ zu Indien gehört, ist der oberste Beamte ein britischer Resident. Die Gouverneurleutnants und der Chefkommissionär von Assam und den Zentralprovinzen gehören dem Civil Service an. Die übrigen Provinzleiter sind Offiziere. Die Gouverneure, die Gouverneurleutnants und die Chefkommissionäre von Assam und den Zentralprovinzen haben neben sich eine gesetzgeberische Versammlung, Legislative Council genannt, deren Mitglieder teils von der Regierung ernannt, teils von verschiedenen Korporationen, Klassen und Interessengruppen gewählt werden. In diesen Versammlungen werden die verschiedensten Fragen erörtert, welche mit dem Finanzwesen und der Verwaltung zusammenhängen, Provinzialgesetze werden gegeben usw. Dabei ist aber die Zustimmung des Provinzchefs und der Zentralregierung erforderlich.

Das Rechtswesen hat eine ähnliche Abstufung wie die Administration. Für die Zivilrechtspflege hat man meistens Distrikts- und Sessionsrichter in jedem Distrikt, und ihnen unterstellt sind Unterrichter verschiedener Art. Mit Bezug auf die Kriminaljustiz sind die Provinzen in Sessionsdivisionen eingeteilt, jede mit ihrem Gerichtshof. Der Strafrichter hat neben sich Beisitzer oder Geschworene. Die Beisitzer können den Richter nicht überstimmen, und auch für den Ausspruch der Geschworenen ist seine Zustimmung erforderlich. Daneben hat man auch Magistratsrichter und Friedensrichter. Gegen das Urteil eines unteren Gerichtshofs kann meistens Berufung eingelegt werden. Höhere Gerichtshöfe, die sog. High Courts, deren Richter von der Krone ernannt werden, finden sich in den wichtigsten Provinzen. In anderen heißt der höchste Gerichtshof Chief Court, und die Richter werden von der indischen Regierung ernannt. Unter den Richtern sind verhältnismäßig viele Inder, auch in den höchsten Stellen. Eigentümlich ist die Stellung der Engländer zu diesen Gerichtshöfen: sie haben das Recht, vor ein ausschließlich aus Europäern zusammengesetztes Geschworenengericht gestellt zu werden.

Die folgende Übersicht zeigt die Größe und die Bevölkerungsziffer der Provinzen des britischen Indiens.

1. Bombay, 318502 qkm, mit 19626477 Einwohnern.

2. Madras, 368619 qkm, mit 41405404 Einwohnern. Umfaßt auch die Lakkadiven mit 10600 Einwohnern.

3. Bengalen, 203822 qkm, mit 45483077 Einwohnern. Bengalens Hauptstadt Kalkutta war früher der Sitz der indischen Zentralregierung, und der oberste Beamte der Provinz war ein Gouverneurleutnant. Als aber die indische Regierung nach Delhi übersiedelte, wurde Bengalen am 1. April 1912 zu einer Präsidentschaft unter einem Gouverneur erhoben.

4. Die Vereinigten Provinzen Agra und Audh, 277810 qkm, mit 47182044 Einwohnern. Bis 1902 führte diese Provinz den Namen North-Western Provinces, d. h. Nordwestprovinzen.

5. Pandschāb, 256974 qkm, mit 19583128 Einwohnern.

6. Birma, 597849 qkm, mit 12115217 Einwohnern.

7. Bihar und Orissa, eigene Provinz seit dem 1. April 1912, 215425 qkm, mit 34490084 Einwohnern.

8. Zentralprovinzen und Berar, 258531 qkm, mit 13916308 Einwohnern.

9. Nordwestliche Grenzprovinz, 34751 qkm, mit 2196933 Einwohnern.

10. Assam, 137303 qkm, mit 6713635 Einwohnern.

11. Britisch Belutschistan, 140445 qkm, mit 414412 Einwohnern.

12. Andamanen und Nikobaren, 8140 qkm, mit 26459 Einwohnern.

13. Kurg, 4097 qkm, mit 174976 Einwohnern.

14. Adschmer-Mervara, 7021 qkm, mit 501395 Einwohnern.

15. Aden und Perim, 207 qkm, mit 46165 Einwohnern. Wird zu der Bombayer Präsidentschaft gerechnet.

Dazu kommt noch Delhi, 1443 qkm, mit 391828 Einwohnern, das am 1. Oktober 1912 bei der Übersiedelung der indischen Regierung vom Pandschāb ausgeschieden wurde.

An der Spitze der indischen Zentralregierung steht der Generalgouverneur mit seinem Ministerium, The Governor General in Council. Der Generalgouverneur, der gewöhnlich Vizekönig genannt wird, wird von der Krone, gewöhnlich auf fünf Jahre, ernannt. Die sechs ordentlichen Mitglieder seines Ministeriums werden ebenfalls von der Krone ernannt. Das Sekretariat zerfällt in zehn Regierungsdepartements.

Auch für Indien ist eine gesetzgeberische Versammlung, das Legislative Council, eingerichtet worden, von deren Mitgliedern wenigstens 27 von verschiedenen Klassen und Interessenkreisen gewählt werden, während der Rest (höchstens 33) vom Vizekönig ernannt wird. Im Gegensatz zu den Provinzialversammlungen ist hier eine Regierungsmehrheit vorhanden, und kein Gesetz kann ohne die Zustimmung des Vizekönigs erlassen werden.

In dem Ministerium des Vizekönigs hat auch der vom König ernannte Oberbefehlshaber der indischen Armee Rang und Sitz. Früher hatte der Vizekönig die allgemeine Kontrolle über die Heeresverwaltung. Als aber Lord Kitchener im Jahre 1902 Oberbefehlshaber geworden war und die Neuorganisierung der indischen Armee in Angriff genommen hatte, kam es zu Streitigkeiten mit dem damaligen Vizekönig Lord Curzon, und seitdem ist der Oberbefehlshaber der wirkliche Leiter des gesamten Heerwesens.

Die indische Armee besteht jetzt aus neun Divisionen, welche auf eine Nordarmee mit Hauptquartier in Mari und eine Südarmee mit Hauptquartier in Utakamand verteilt werden. Dazu kommt eine zehnte Division in Birma. Jede Division ist vollständig mit allen Waffengattungen ausgestattet und kann selbständig operieren. Die 130 Infanterieregimenter und die 39 Kavallerieregimenter werden durchgezählt. Für die Ausbildung der Offiziere gibt es eine Kriegsakademie in Quetta, und daneben werden junge Fürstensöhne in den Fürstenschulen militärisch ausgebildet. Die höheren Offiziere sind fast alle Europäer; selbständig operierende Abteilungen werden nicht von Indern kommandiert. Neben der indischen Armee sind auch britische Truppen in Indien stationiert. Dazu kommen weiter die sog. Imperial Service Troops, welche von den indischen Fürsten der Regierung zur Verfügung gestellt werden. Die Polizeisoldaten dagegen unterstehen der Zivilverwaltung. Die indische Armee rekrutiert sich hauptsächlich aus bestimmten Klassen und Stämmen. Dazu gehören die Sikhs mit 35 Eskadronen und 214 Kompagnien; verschiedene muhammedanische Stämme mit 68 Eskadronen und 250 Kompagnien, wozu 56 Kompagnien außerindischer Muhammedaner kommen; die Gurkhas mit 161 Kompagnien, die 20 vollständige Bataillone bilden; die Rādschpūten mit 10 Eskadronen und 100 Kompagnien; die Dschāṭs und die Dogras aus dem Pandschāb; die Marāṭhen aus dem Dekhan, und einige Brahmanenkasten. Die indische Armee umfaßt wesentlich Kavallerie und Infanterie. Die Artillerie ist vorwiegend britisch. Die indische Armee ist ungefähr 160 000 Mann stark, und die britischen Truppen in Indien 75 000 Mann. Die indischen Reserven sollen auf 50 000 gebracht werden. Die von den indischen Fürsten zur Verfügung gestellten Truppen betragen etwas mehr als 20 000, und endlich gibt es etwa 40 000 Freiwillige, welche zum Schutz der Häfen und Eisenbahnen und der britischen Stationen verwendet

werden sollen. Nur Europäer dürfen als Freiwillige dienen; den Indern, soweit sie nicht der indischen Armee angehören, ist es überhaupt nicht gestattet, Waffen zu besitzen. Die indische Armee ist gut und brauchbar, für den Staat aber recht teuer. Die Ausgaben betragen mehr als 400 Millionen Mark, wozu noch etwa 70 Millionen als Indiens Beitrag zur Marine kommen.

Die oberste Entscheidung über alles, was sich auf Indien bezieht, liegt nicht bei den Behörden in Indien, sondern bei dem britischen Minister für Indien, der allein dem Parlament gegenüber verantwortlich ist und in allen Angelegenheiten seinen Willen der indischen Regierung gegenüber durchsetzen kann. Er hat neben sich einen Rat von nicht weniger als 10 und nicht mehr als 14 Mitgliedern, von denen die Mehrzahl in Indien gedient haben muß, und ein Regierungsdepartement, das India Office. Gegenüber den Mitgliedern seines Rats kann er seine Meinung immer durchsetzen, und in geheimen Angelegenheiten, in solchen, die die auswärtige Politik betreffen, oder das Verhältnis zu den selbständigen indischen Staaten berühren, braucht er sie überhaupt nicht zu befragen. Denn etwa ein Drittel Indiens wird von einheimischen Fürsten verwaltet. Ihnen gegenüber behält sich allerdings die indische Regierung, die ihnen ihre Stellung garantiert, eine gewisse Kontrolle vor. Sie leitet ihre auswärtige Politik, vermittelt die Beziehungen der Staaten zueinander und kann sich gegebenenfalls auch in die innere Verwaltung mischen. Gewöhnlich aber geschieht das nicht. Die Kontrolle wird bei den größeren Staaten durch britische Residenten ausgeübt. Andere Staaten werden in Gruppen eingeteilt und von Agenten des Vizekönigs beaufsichtigt. Wiederum andere, im ganzen etwa 500, unterstehen der Kontrolle der Provinzialregierungen.

Die Staaten sind sehr verschiedener Art und Ausdehnung, einige bestehen zumeist aus unfruchtbaren Wüstengegenden, andere aus reichen dichtbevölkerten Gebieten; von ganz kleinen Domänen an gibt es Staaten bis zur Größe von Italien, wie z. B. Haiderabad. Die vier wichtigsten Staaten sind: Haiderabad in Dekhan, 214 180 qkm, mit 13 374 676 Einwohnern. Der Herrscher, der Nizām, der von den Vizekönigen der Großmogule herstammt, ist der wichtigste muhammedanische Fürst in Indien. Der Staat hat eigenes Münz- und Postwesen und eine Armee von 20 000 Mann, davon 6000 Reguläre. Maisur in Südindien, 76 301 qkm, mit 5 806 193 Einwohnern.

Der Mahārādscha ist ein Hindu, und die Armee zählt 3200 Mann. Baroda in Gudscharāt und Kathiavar, 21 190 qkm, mit 2 032 798 Einwohnern. Der Herrscher, der Gaikwar, ist der Nachkomme eines Marāṭhafürsten. Die Armee zählt 8900 Mann. Kaschmir und Dschammu im Nordwesten 218 670 qkm, mit 3 158 126 Einwohnern. Der Mahārādscha ist ein Hindu, die Mehrzahl der Bevölkerung aber muhammedanisch. Die Armee zählt ungefähr 7000 Mann. Die Staaten Kalat, Kharan und Las Belas in Belutschistan bilden eine Gruppe mit 185 419 qkm und etwa ½ Million Einwohnern, welche vorläufig wesentlich militärische Bedeutung hat. Sie wird von einem Agenten des Vizekönigs beaufsichtigt. Wichtiger ist die Gruppe (Agency) von Rādschputāna, 334 063 qkm, mit 10 530 432 Einwohnern, die 21 Staaten und Herzogtümer umfaßt, unter denen Dschaipur, Dschodpur und Udaipur die größten sind. Eine ähnliche Gruppe oder Agency ist das sog. Zentralindien, 200 372 qkm, mit 9 356 980 Einwohnern, etwa 130 Staaten, unter denen Gvāliar, Reva, Indor und Bhopal die wichtigsten sind.

Eine Sonderstellung nehmen die Himālajastaaten ein. Sikkim wird durch einen politischen Beamten des Vizekönigs beaufsichtigt, die politische Stellung des Staates ist aber recht unbestimmt. Bhutan ging im Jahre 1910 darauf ein, seine auswärtigen Beziehungen von der indischen Regierung leiten zu lassen, ist aber in Wirklichkeit ein unabhängiger Staat. Ebenso verhält es sich mit Nepal, wo dem Namen nach die Oberhoheit Chinas anerkannt wird. Auch im Nordwesten finden sich einige Kleinstaaten, Amb, Tschitral, Dir, Badschaur, wo die britische Kontrolle oft recht fraglich ist.

Die übrigen Staaten werden von den verschiedenen Provinzialregierungen verwaltet. Die beiden südlichen Staaten Travankur und Kotschin verdienen eine besondere Erwähnung wegen der hohen Entwicklung ihres Unterrichtswesens. Außerhalb Indiens sind Afghanistan, Südpersien und mehrere Kleinstaaten am Persischen Meerbusen in die britische Interessensphäre hereingezogen, und auch in Tibet und den Grenzgebieten gegen China macht sich der englische Einfluß geltend.

Andrerseits gibt es innerhalb Indiens Gebiete, welche anderen europäischen Mächten gehören. Die Portugiesen besitzen Goa und Daman an der Westküste und die Insel Diu auf der Südspitze von Ka-

thiawar mit zusammen etwas mehr als ½ Million Einwohnern, und Frankreich herrscht über Ponditscheri und Karikal an der Ostküste südlich von Madras, Tschandranagar an der Hughli und ein paar kleinere Domänen mit zusammen 270 000 Einwohnern.

Das britisch-indische Reich ist somit der wichtigste indische Staat. Theoretisch ist es ein eigenes Kaiserreich, indem der jeweilige englische König seit dem 1. Januar 1877 als Kaisar-i-Hind, Kaiser über Indien, ausgerufen wird. Als solcher ist er der Oberherr der indischen Fürsten, und der Vizekönig ist sein Vertreter. In Wirklichkeit aber ist dieser, wenn sich der britische Minister nicht hineinmischt, der eigentliche Leiter der ganzen Verwaltung. Die Beziehungen der indischen Zentralregierung zu den Provinzialregierungen sind durch verschiedene Bestimmungen und durch die Praxis geregelt. Die einzelnen Staatseinnahmen werden z. B. teils zwischen beiden geteilt, teils fallen sie der Zentralregierung, teils den Provinzregierungen zu. Die eigentlichen **Steuern**, namentlich die Grund- und Einkommensteuern und die Einnahmen aus den Bewässerungsanlagen werden geteilt; die Einnahmen aus dem Außenhandel und dem Betrieb der Eisenbahnen, aus Post und Telegraph fallen der Zentralregierung zu, während die Einnahmen aus dem Forstwesen, Registrationsgebühren und die Einnahmen aus rein provinzialen Betrieben der Provinz zukommen. Auch die öffentlichen Ausgaben werden geteilt. Der Staat übernimmt Verteidigungswesen, Eisenbahnbau, Post, Telegraph, die Verzinsung der Staatsschuld und die Ausgaben in England, während die allgemeine Verwaltung, Rechts-, Schul- und Sanitätswesen von den Provinzen oder den Lokalbehörden bestritten werden, wobei allerdings der Staat oft stützend hinzutritt.

Die wichtigste Einnahmequelle ist die Grundsteuer, die jährlich etwa 430 Mill. Mark einbringt. Theoretisch ist der Staat der Eigentümer des Bodens, und der Besitzer zahlt die Steuer als Gegenleistung für den ihm vom Staate gewährten Schutz. Die Höhe der Grundsteuer ist in Bengalen, Audh und Teilen von Madras fest, sonst wird sie von Zeit zu Zeit neu festgesetzt, wobei auch die Rechte der tatsächlichen Besitzer bestimmt werden. Die Steuer wird teils von den Rajats, teils von den Zamīndāren oder Gutsbesitzern bezahlt. Im letzteren Falle beträgt sie gewöhnlich die Hälfte, oder da, wo die Einschätzung gleichbleibend ist, ein Viertel der Grundmiete. Sonst ist ein Fünftel des Rohertrages das Maximum, und durchgehends ist die Steuer viel nied-

riger, bis zu etwa 4 % des Rohertrages, oder durchschnittlich etwa die Hälfte des Reinertrages. Auch die Akzise spielt eine wichtige Rolle. Sie rührt von der Herstellung und dem Verkauf von geistigen Getränken, Hanf und Opium her und bringt etwas mehr als 200 Mill. Mark ein. Die Opiumeinnahmen sind in der letzten Zeit stark zurückgegangen, nachdem die Ausfuhr nach China gemäß einem Vertrage vom Jahre 1907 allmählich aufgehört hat. In den Jahren 1901—10 betrugen sie 100—120 Mill. Mark, jetzt aber bloß 15 Mill. Mark.

Von Bedeutung sind weiter die Einfuhrzölle, die etwa 140 Mill. Mark einbringen. Sie waren bis jetzt lediglich staatlich. Wo sie als Schutzzölle wirken könnten, wie bei Baumwollwaren, wurde eine entsprechende Produktionssteuer erhoben, die von den Vertretern der indischen, vorwiegend mit indischem Kapital arbeitenden Baumwollindustrie als eine recht drückende, die Konkurrenz mit England erschwerende Last empfunden wurde. Die Einfuhrzölle werden gewöhnlich mit 5 % vom Werte berechnet. Jetzt wird aber beabsichtigt, den Höchstsatz auf 7½ % zu erhöhen, und bei der Ausschreibung einer indischen Kriegsanleihe im Jahre 1917 wurde endlich auch eine Erhöhung der Einfuhrzölle auf Baumwollwaren in Aussicht gestellt.

Auch die Einkommensteuer, welche auf Einkommen von mehr als 1000 Rupien gelegt ist und von ungefähr 300 000 Steuerzahlern entrichtet wird, soll von 2—2½ % auf 3⅛—6¼ % erhöht werden. Sie brachte bis jetzt etwa 35 Mill. Mark ein.

Eine Sonderstellung nimmt die Salzsteuer ein, die bis jetzt eine Rupie für den Man (d. h. 37,32 kg) betrug und etwa 68 Mill. Mark einbrachte. Es ist dies eine Besteuerung des kleinen Mannes, und ihre beabsichtigte Erhöhung auf 1¼ Rupie ist von den Indern mit wenig Freude begrüßt worden.

Mit Ausnahme der Stempelabgaben, welche etwa 115 Mill. Mark betragen, sind die übrigen direkten Staatseinnahmen weniger bedeutend. Die Post, der Telegraph, die Bewässerungsanlagen, das Forstwesen und namentlich die Eisenbahnen bringen andrerseits dem Staate große Summen ein, die Eisenbahnen allein etwa 350 Mill. Mark. Insgesamt belaufen sich die Einnahmen des indischen Staates auf ungefähr 1700 Mill. Mark.

Von den Staatsausgaben kommen, wie wir gesehen haben, mehr als 400 Mill. Mark auf das Heerwesen. Noch größer sind die Ausgaben für die Verwaltung. Wenn wir alles, was hierher gehört,

zusammenfassen, kommen wir auf die Riesensumme von 750 Mill. Mark. Davon fallen etwa 180 auf die Einziehung der Staatseinnahmen, 40 auf die Post, 25 auf das Telegraphenwesen, 395 auf Gehälter (und zivile Regierungsämter) usw. Die Ausgaben in England, für das India Office, zur Bezahlung der Staatsschuld usw., sind schon früher erwähnt worden. Dabei spielen die Pensionen eine bedeutende Rolle. Zivilbeamte sind nach 25 Dienstjahren pensionsberechtigt, in den anderen Beamtenklassen sind die Bestimmungen verschieden. Die Ausgaben für das Gesundheits- und Schulwesen setzen sich aus verschiedenen Posten zusammen. Für sanitäre Einrichtungen werden im ganzen etwa 35 Mill. Mark, für Unterrichtszwecke etwa 80 Mill. Mark verausgabt.

Die Schulfrage gehört zu den schwierigsten, mit denen sich die indische Administration zu beschäftigen hat. In früheren Zeiten wurden die höheren Klassen durch private Lehrer, in deren Hause die Schüler wohnten, in dem altererbten Wissen unterrichtet. Die Kinder der unteren Kasten erhielten teilweise durch einen Lehrer Unterricht im Lesen, die wesentliche Belehrung aber erhielten sie zu Hause vom Vater, dessen Beruf sie fortsetzten. Die Mädchen erhielten in der Regel keine Schulausbildung. Unter der englischen Herrschaft wurde zunächst dem höheren Unterrichtswesen Aufmerksamkeit gewidmet, da es galt, die Inder für die Verwaltung auszubilden. Noch heute ist das höhere Schulwesen weiter ausgebildet als das elementare, obgleich in neuerer Zeit das letztere immer mehr berücksichtigt wird. Bei der letzten Volkszählung zeigte es sich, daß nur 5,9 vom Hundert einen einfachen Brief lesen und schreiben konnten. Die Zahl derjenigen, die ein gedrucktes Buch lesen konnten, war größer, aber lesen und verstehen ist in Indien nicht dasselbe, denn es gibt viele, welche die alten Sagen, oder unter den Muslimen den Koran vortragen können, wobei aber der Vortragende häufig ebensowenig vom Inhalt versteht wie seine Zuhörer. Unter denjenigen, welche des Lesens und Schreibens kundig waren, waren die Mehrzahl Männer. Das Pardasystem, nach dem die Frauen von der Außenwelt abgesondert leben, ist unter den höheren Kasten sehr verbreitet und erschwert den Unterricht der Mädchen in hohem Grade. So war denn auch unter den indischen Frauen bloß eine vom Hundert imstande, zu lesen und zu schreiben, während die Prozentzahl bei dem männlichen Geschlecht 10,6 war.

Das Verhältnis ist aber nicht überall dasselbe. In dem britischen Indien ist die Sachlage durchschnittlich etwas günstiger als in den einheimischen Staaten, wo 7,9 v. H. der Männer und 0,8 v. H. unter den Frauen lesen und schreiben konnten, während die entsprechenden Zahlen für Britisch-Indien 11,3 und 1,1 waren. Dabei ist aber zu bemerken, daß in Birma, welche Provinz das günstigste Resultat aufwies mit 22,2 v. H. der ganzen Bevölkerung (37,6 v. H. bei dem männlichen, 6,1 v. H. bei dem weiblichen Geschlecht), der Schulunterricht nicht durch vom Staate angestellte Lehrer, sondern von den buddhistischen Mönchen erteilt wird. Ferner gibt es auch einige indische Staaten, bei denen es in dieser Beziehung viel besser steht als in den britischen Provinzen. So sind die entsprechenden Zahlen in Kotschin 15,1, 24,3 und 6,1 v. H., in Travankur 15, 24,8 und 5 v. H., und in Baroda, wo obligatorischer (zwangsweiser) unentgeltlicher Elementarunterricht allmählich eingeführt werden soll, 10,1, 17,5 und 2,1 v. H. Diejenigen britischen Provinzen, welche den günstigsten Stand aufweisen, sind, wenn wir von Birma absehen, Bengalen (7,7, 14, 1,1 v. H.), Madras (7,5, 13,8, 1,3 v. H.) und Bombay (6,9, 12, 1,4 v. H.). Dann folgen Assam (4,7, 8,6, 0,6 v. H.), Bihar und Orissa (3,9, 7,6, 0,4 v. H.), Pandschāb (3,7, 6,4, 0,6 v. H.) und die Vereinigten Provinzen (3,4, 6,1, 0,5 v. H.) usw. Am ungünstigsten ist die Lage in Kaschmir, wo die Zahlen 2,1, 3,8 und 0,1 v. H. sind. Es ist dabei recht auffallend, daß die größten Prozentsätze in solchen Provinzen vorkommen, wo das arische Element in der Bevölkerung wenig stark ist. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß unter den Ariern die Schulbildung mehr auf die höheren Kasten beschränkt ist. Überhaupt sind die Kinder aus den niederen Volksschichten häufig wenig in den Schulen willkommen und müssen abgesondert, z. B. in der Veranda, sitzen.

Überhaupt spielt der Kastenunterschied bei der ganzen Frage eine große Rolle. Am besten steht es durchweg mit den Brahmanen. Im Norden aber nehmen die Schreiber und die Geschäftsleute einen noch höheren Rang ein. Auch der Religionsunterschied macht sich geltend. An der Spitze stehen die Pārsīs (71,1, 78,2, 63,7 v. H.). Dann folgen der Brahma Samādsch (69,6, 73,9, 64,8 v. H.), die Dschainas (27,5, 49,5, 4 v. H.), der Ārja Samādsch (26, 39,4, 9,2 v. H.), die Buddhisten (22,9, 40,4, 5,8 v. H.), die indischen Christen (16,3, 22,8, 9,6 v. H.), die Sikhs (6,7, 10,6, 1,4 v. H.), die Hindus (5,5, 10,1, 0,8 v. H.), die Muhammedaner (3,8, 6,9, 0,4 v. H.) und die Animisten (0,6, 1,1, 0,1

v. H.). Unter den Pārsīs können etwa die Hälfte der Männer und ein Sechstel der Frauen neben einer indischen Sprache auch Englisch lesen und schreiben. Viele von ihnen können auch Französisch. Englisch wird überhaupt sehr viel gelesen und geschrieben, und zwar von 9,5 v. H. aller Männer und 1 v. H. aller Frauen, und die Zahl steigt rasch.

Es gab bei der letzten Volkszählung 118 413 Volksschulen in Indien, eine Zahl, die freilich nicht genügt, um jedem Kind den Schulbesuch zu ermöglichen. Tatsächlich gehen auch nur 17,4 % der Jungen und 1,5 % der Mädchen aus den betreffenden Jahresklassen zur Schule. Die Schulzeit dauert durchschnittlich etwa vier Jahre. Angefangen wird gewöhnlich im fünften Lebensjahr. Sehr häufig nehmen die Kinder aber nur an einem Teil der täglichen Schulstunden teil, da sie auch im Hause mithelfen müssen. Dazu kommt, daß die Lehrer, die durchgehends schlecht bezahlt werden, häufig minderwertig sind. Bloß ein Viertel von ihnen hat eine wirkliche Vorbildung, und diese ist auch zumeist recht oberflächlich. Ein englischer Schulinspektor berichtet z. B. von einem Volksschullehrer, der die Kinder zwar lehrte, daß sich die Erde um die Sonne drehe, der aber persönlich der entgegengesetzten Ansicht war. Die mißliche Lage der Volksschule ist in Indien vielfach besprochen worden, und die Regierung hat wiederholt erklärt, daß sie sich bemühen werde, sie zu bessern. Immer aber hat es an Geld gefehlt, und die von vielen Indern gestellte Forderung eines allgemeinen Schulzwanges und unentgeltlichen Elementarunterrichts wird voraussichtlich noch eine Zeitlang unerfüllt bleiben.

Das Ziel des Elementarunterrichts ist, daß die Kinder ihre Muttersprache schreiben und lesen lernen sollen, daneben versucht man ihnen die einfachsten Rechnungsarten und die Anfangsgründe der Landeskunde und der indischen Geschichte, der Landwirtschafts- und Gesundheitslehre beizubringen. Die vorhandenen Lehrkräfte sind aber quantitativ und qualitativ ungenügend, um dieses Ziel durchgehends zu erreichen.

Die höheren Schulen sind verhältnismäßig besser. Auch hier aber ist die Lehrerfrage sehr schwierig, und nur 7 % der Lehrer haben eine regelrechte Universitätsbildung. Die Zahl der höheren Schulen war bei der letzten Volkszählung 6442 mit 890 061 Schülern. An den meisten von ihnen wird Englisch gelehrt, und diese Sprache ist dann auch in den höheren Klassen die Unterrichtssprache. Die höheren Schulen bereiten die Schüler teils für die Universität, teils für verschiedene

praktische Berufe vor. Im ersteren Falle bildet ein Immatrikulationsexamen den Abschluß, wobei in Englisch und einer zweiten orientalischen oder europäischen Sprache, Mathematik, Geschichte, Geographie und teilweise auch in den Naturwissenschaften geprüft wird. Häufig wird darüber geklagt, daß es die Schule bloß darauf anlegt, das für das Examen Notwendige beizubringen, und daß keine harmonische Ausbildung erzielt wird. Es kommt denn auch vor, daß die jungen Studenten nicht imstande sind, einer englischen Vorlesung zu folgen, und daß sie auch ihre Muttersprache nicht richtig schreiben können. Weiter werden die tüchtigen Schüler oft zu schnell durch die Schule getrieben und legen ihr Examen schon im Alter von 12—13 Jahren ab, obgleich jetzt 15 Jahre als die erwünschte untere Altersgrenze gelten.

Für diejenigen Schüler, welche sich für praktische Berufe ausbilden, werden in den höheren Klassen praktische Fächer wie Landwirtschaft, Handelskunde, Technik usw. gelehrt, und das abschließende Examen, School Final, gilt als Befähigungszeugnis in den verschiedenen praktischen Zweigen der Verwaltung und in praktischen Berufsarten. Dadurch ist dieser Zweig der höheren Schule allmählich beliebter geworden, obgleich die meisten noch immer den Übergang zur Universität vorziehen, da diese zu besserer Anstellung im Staatsdienste führt. Die Zahl der Kandidaten für das Immatrikulationsexamen war im Jahre 1911 21 225, von denen 10 676 das Examen bestanden. Die weitere Ausbildung erfolgt dann in sog. Colleges, die mit den Universitäten verbunden sind. Diese letzteren haben gewöhnlich nur die Prüfungen abzuhalten und die akademischen Titel zu verteilen. In der letzten Zeit hat man aber auch angefangen, an einigen Universitäten einen regelrechten Unterricht zu erteilen, wobei auch die Wohnungsverhältnisse nach englischem Muster geordnet werden sollen.

Die wichtigsten Universitäten sind in Kalkutta, Madras, Bombay, Allahabad und Lahor. Gewöhnlich sind die Geisteswissenschaften, Naturwissenschaft, Medizin, Rechtswissenschaft und Technik vertreten. In Lahor gibt es auch eine orientalische Fakultät. Die neugegründete Hinduuniversität in Benares ist in erster Linie dem Studium der alten indischen Wissenschaften gewidmet, und hier wird auch in Religion unterrichtet. Eine ähnliche muhammedanische Universität in Aligarh, wo bis jetzt eine englisch-muhammedanische Hochschule besteht, ist

in Vorbereitung. In der letzten Zeit sind auch andere neue Universitäten begründet und weitere geplant.

Neben den Universitäten gibt es eine Reihe höherer Ausbildungsanstalten, in welchen die technischen Wissenschaften, die Kunst, die verschiedenen Handwerkszweige, Handelswissenschaft und Landwirtschaft gelehrt werden, Lehrerschulen, Institute für die Söhne indischer Fürsten usw. Besonders schwierig ist die Frage des höheren Unterrichts für Mädchen. Diese werden häufig zu den allgemeinen Bildungsanstalten zugelassen, was aber gerade in Indien große Schwierigkeiten bereitet. Eine Sonderstellung in der Schulfrage nimmt die gemischte europäisch-indische Bevölkerung ein. Häufig sind diese Leute, die man früher Eurasier, jetzt aber offiziell Angloinder nennt, sehr arm, andrerseits aber nicht in der Lage, wie Inder zu leben. Nur eine gute Schulbildung kann sie deshalb in die Lage setzen, sich einigermaßen ihr Auskommen zu verdienen. Gerade in dieser Beziehung sind die Verhältnisse recht ungenügend. Der höhere Unterricht in Indien ist, wenn wir von der Hinduuniversität und von den Missionsschulen, welche zum Teil eine sehr segensreiche Tätigkeit entfaltet haben, absehen, rein profan. Moral oder Religion wird nicht gelehrt, und es ist durchgehends nicht möglich gewesen, das Denken der Inder dem europäischen Wissen anzupassen. Die Schüler lernen nur, was für ihren künftigen Beruf notwendig ist, sie eignen sich die äußeren Formen an, der Geist der europäischen Kultur und Wissenschaft bleibt ihnen aber sehr häufig verschlossen. Ihr ererbter Vorstellungskreis ist ein ganz anderer, und es entsteht eine unüberbrückbare Kluft zwischen der alten und der neuen Weltauffassung. Oft ist dann das Resultat, daß das Alte ganz über den Haufen geworfen wird, wobei der Charakter und die Moral nicht selten Schiffbruch erleiden. Etwas Neues, was diesen Verlust ersetzen könnte, bietet die Schule nicht, da es für die Engländer in Indien ein Grundsatz ist, daß man sich in moralische und religiöse Fragen nicht mischen darf. Nur zu oft können wir deshalb beobachten, daß das Resultat der ganzen höheren Bildung der Inder ein Zerrbild der europäischen Kultur ist, wobei jede harmonische Grundlage fehlt. Die Erkenntnis dieser Sachlage führt bei vielen Indern, und namentlich bei den tieferen Naturen, zu einer schroffen Reaktion gegen die europäische Zivilisation, von der sie meinen, daß sie ihre höchsten geistigen Werte verpfuscht, ohne einen vollwertigen Ersatz zu bieten.

X. Geschichtlicher Überblick.

Erste Periode: Die arische Eroberung.

Die Anfänge der indischen Geschichte verlieren sich im Nebel der Urzeit. Namentlich wissen wir gar nichts über die ältesten Geschicke des Südens, der Heimat der indischen Urbevölkerung dravidischer Rasse. Aus den ältesten Literaturdenkmälern der Arier, welche in vorgeschichtlicher Zeit aus Iran nach Indien zogen und das Land eroberten, ersehen wir, daß die Draviden nicht reine Barbaren gewesen sein können. Sie hatten ihre Burgen und Festen und leisteten den Fremden oft kräftigen Widerstand. Für ihre Kulturstufe ist es auch bezeichnend, daß später die Handwerker und Künstler in großer Ausdehnung Draviden waren. Die Arier standen aber zweifelsohne auf einer höheren Kulturstufe, und sie sind denn auch die eigentlichen Schöpfer und Träger der indischen Kultur geworden.

Wir wissen nicht, wann die arische Eroberung, die erste, von der etwas bekannt ist, stattfand. An der Hand gewisser astronomischer Andeutungen in der ältesten arischen Literatur Indiens haben der deutsche Professor H. Jacobi und der Inder Tilak geschlossen, daß sie zwischen 4500 und 2500 v. Chr. anzusetzen ist, und die erste Hälfte des 3. Jahrtausends wird von vielen jetzt als der wahrscheinliche Zeitpunkt angenommen. Die Verbindung mit den stammesverwandten Iraniern wurde aber anscheinend nicht ganz unterbrochen, und im 2. Jahrtausend finden wir, daß indische Götter auch in Mesopotamien verehrt werden.

In den ältesten Liedern der Arier können wir verfolgen, wie sie allmählich vom Westen her weiter vordringen. Anfänglich finden wir sie im Nordwesten, in Afghanistan und im Pandschāb. Wir hören von mehreren Stämmen, Pūru, Turvaśa, Yadu, Anu, Druhju, Bharata, Tritsu, an deren Spitze Könige, rādschan, standen. Häufig sind sie in Kämpfen gegeneinander oder gegen die Eingeborenen begriffen. Allmählich gelangen die Arier weiter nach Osten, und immer mehr treten sie zu den früheren Einwohnern, die sie bezwingen, die aber bald in ihren Staaten die Mehrzahl bilden, in Beziehung. Während sie im Pandschāb noch heute den überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmachen, fängt schon im Doab zwischen den Flüssen Dschamna und Ganges das unarische Element an stärker zu werden. Schon früh wurde hier das arische Kulturelement gerade durch den Gegensatz

zu den Nichtariern schärfer entwickelt, und diese Gegend galt lange als das Zentrum arischer Kultur, der Brahmâvarta. Die wichtigsten arischen Stämme waren hier die Kurus und Pantschâlas, und die indische Sage berichtet von gewaltigen Kämpfen zwischen den Kurus und den ihnen verwandten Pâṇḍavas. Noch weiter gegen Osten, im heutigen Audh, herrschte die arische Sonnendynastie. Ihr gehörte Râma, der Sohn des Daśaratha, an, eine der berühmtesten Gestalten der indischen Sage, von dessen Vergötterung in der späteren Legende wir schon gehört haben. Sein Schwiegervater Dschanaka herrschte im Videhalande, im heutigen Bihar, und galt als ein Schützer der Wissenschaft und als ein Denker und Gelehrter von Rang.

In etwas späterer Zeit hören wir von 16 arischen Königreichen, von Afghanistan bis Bengalen, und hier fangen wir an, historischen Boden zu betreten. Das Kosalareich, der Osten der heutigen Vereinigten Provinzen, mit der Hauptstadt Śrâvastî, wurde in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts von König Prasenadschit beherrscht. Noch mächtiger war dessen östlicher Nachbar Bimbisâra, der König von Magadha. Seine Hauptstadt war Râdschagṛiha, heute Râdschgir in Bihar. Sein Sohn Adschâtaśatru erweiterte die Grenzen des Reiches, und die Magadhaherrscher nahmen fortan lange eine leitende Stelle in Indien ein. Die Hauptstadt wurde nach Pâṭaliputra, dem heutigen Patna, am Zusammenfluß der Flüsse Ganges, Son und Gandak verlegt. Während dieser langen Periode konnten die Arier ihre Macht in Indien allmählich befestigen und erweitern. Wir hören allerdings immer wieder von Kämpfen, aber nach und nach sind es die Arier selbst, die sich gegenseitig bekriegen. Den früheren Einwohnern gegenüber wurden an Stelle des Schwertes immer mehr die Waffen der Kultur angewandt.

Bald sehen wir, wie einzelne Bestandteile des arischen Volkskörpers immer mehr in den Vordergrund treten. Der Kriegeradel, die Râdschanjas oder Kschatrijas, trugen die Last des Kampfes, und ihre Siege machten es den Vertretern der Religion und der Geisteswissenschaft, den sogenannten Brahmanen, möglich, sich einer regen Geistestätigkeit zu widmen. Für das Erwerbsleben sorgten die Landwirte und Kaufleute, die sogenannten Viś oder Vaiśja, und neben ihnen standen die vielen Handwerker, die Sklaven und die Ausüber der verachteten Lebensberufe, welche alle Śûdras genannt wurden und nicht als Arier, als vollberechtigte Mitbürger galten. Die wichtigsten Träger

der Kultur mußten auf diese Weise die Brahmanen werden, und diese Kultur wurde immer mehr für alle Inder, Arier und Draviden, vorbildlich. Die arischen Götter, welche ihren Verehrern den Sieg gebracht hatten, mußten auch in den Augen der Nichtarier als besonders mächtig erscheinen, und sie wurden früh mit den eigenen identifiziert. So entstand, trotz aller Gegensätze, eine gewisse Gemeinschaft. Auch Kulturvorstellungen allgemeiner Art verbreiteten sich über das Land und machten diese Gemeinschaft noch bedeutender. Dabei waren die Arier ganz überwiegend die Gebenden. Auf die Dauer aber konnte es nicht ausbleiben, daß sie bis zu einem gewissen Grade von dem Vorstellungskreise der Nichtarier beeinflußt wurden, um so mehr, als sie sich sehr bald als Söhne des Landes, als Inder fühlen lernten.

Eine gewaltige Literatur entstand in dieser Zeit. Sie wurde, wie es noch heute in großem Umfange der Fall ist, mündlich, ohne Hilfe der Schrift, überliefert.

An der Spitze dieser Literatur stehen die sogenannten Veden, vor allem der Rigveda, d. h. das „Liederwissen", eine Sammlung von 1028 alten Liedern, die in 10 Bücher eingeteilt werden. Seine Entstehungszeit erstreckt sich über Jahrhunderte, und wir können viele Verschiedenheiten in Sprache wie in Auffassung und Vorstellungen nachweisen, obgleich das ganze in fester Form in einer verhältnismäßig späten Redaktion vorliegt. Die Lieder sind fast alle Opferhymnen, welche die arischen Götter preisen. Unter diesen heben sich zunächst einige hervor, die sicher uralt sind, die sogenannten Asuras, namentlich Mitra, der die Menschen zusammenbringt, und vor allem Varuna, der Hüter des rita, der ewigen Wahrheit. Die an ihn gerichteten Hymnen zeichnen sich vielfach durch tiefes religiöses Gefühl aus und gehören zu den schönsten der ganzen Sammlung. Ein alter Gott ist auch der Vater Himmel, Djaus pitā, der Jupiter der Römer, der Zeus der Griechen und der Ziu der alten Deutschen. Auch der Sonnengott wird unter vielen Namen gepriesen, unter denen schon Vischnu, der später einer der wichtigsten Götter wird, erscheint. Der eigentliche Nationalgott aber ist Indra, der mit seinem Donnerkeil den Dämon Vritra schlägt und die Wasser befreit, d. h. der Gott des Monsuns. Auch andere Götter sind Personifikationen von Naturkräften, so Vāta oder Vāju, der Gott des Windes, der furchtbare Sturmgott Rudra, der später gewöhnlich Siva genannt wird, die Regenwolke Pardschanja, die Morgenröte Uschas, und vor allem Agni,

der Gott des Feuers. Ein ganzes Buch ist dem Soma gewidmet, dem Göttertrank, durch den sich Indra zu seinen Taten stärkt und der auch anderen gut schmeckt. Daneben kommen göttliche Wesen anderer Art vor: die beiden Aśvin, die göttlichen Ärzte, deren Wundertaten vielfach besungen werden; die Apsaras oder Götternymphen; die Ribhu oder kunstfertigen Elfen; die Marut, die Begleiter des Rudra; alte Heroen; heilige Flüsse usw., ja es finden sich auch Andeutungen, die auf einen Affenkult hinweisen. Um diese mannigfachen Gestalten bildet sich ein Schatz von Sagen und Erzählungen, und einige alte Lieder sind ganz erzählender Art, wobei die Form häufig dialogisch ist. Die Darstellung ist aber stark springend, und ein wirkliches Epos liegt noch nicht vor.

Den Menschen gegenüber sind die Götter durchgehends gütig, sie fordern aber ihre Verehrung. Das Preislied wird dabei fast zur Zauberformel. An die magische Kraft der feierlichen wahrheitsgemäßen Erklärung haben die Inder von alters her geglaubt. Wer die Wahrheit spricht, dem steht das brahman, die heilige Formel und die ihr innewohnende magische Kraft zur Verfügung. Hierher gehört z. B. die häufige Hinweisung auf frühere Großtaten des Gottes, der gerade gepriesen wird. Dadurch wird er gebannt und muß auch jetzt helfen. Neben dem Gotte, der im Augenblicke verehrt wird, treten die anderen zurück, und ihre Taten werden häufig ihm zugeschrieben. Man hat dies Henotheismus oder Kathenotheismus genannt und darin den Übergang zum Glauben an einen einzigen Gott gesehen. Mehrere verschiedene Momente spielen aber sicher herein. Einmal waren die alten Naturgötter in ihren Umrissen nicht klar. Sie sind zum Teil Fetische, in denen sich eine göttliche Kraft verbirgt, nicht aber fest ausgeprägte Götter. Früh setzt auch eine Bestrebung ein, in der Mannigfaltigkeit Einheit und Ordnung zu schaffen. Endlich spielen ganz primitive Anschauungen mit. Wie man den Mächtigen auf Erden schmeichelt, so redet man dem Gott ein, daß er alles vermag, um ihn so gnädig zu stimmen.

Schon im Rigveda begegnet uns somit vielfach uralter Aberglaube. Ganz von solchem erfüllt ist eine andere Sammlung, der Atharvaveda, 731 Hymnen, die in 20 Bücher eingeteilt werden. Die alten Götter werden hier angerufen, um Dämonen zu vertreiben, und es wimmelt von Zaubersprüchen und Zauberliedern gegen Krankheit und Unheil, Segenssprüchen für Hirten, Bauern, Kaufleute usw., und

daneben begegnen uns Liebeszauber, Beschwörungen, um andere ins Unglück zu stürzen usw. Während im Ṛigveda die Arier noch wesentlich im Pandschāb sitzen, ist jetzt das Gangesland bekannt. Auch sprachlich erweist sich der Atharvaveda als später im Vergleich mit dem Ṛigveda. Das besagt aber nur, daß seine Redaktion später unternommen wurde. Denn inhaltlich ist er wenigstens ebenso alt wie der Ṛigveda. Es ist eben eine andere, tiefere Kultursphäre, die uns hier entgegentritt.

Eine dritte alte Sammlung ist der sogenannte Sāmaveda, eine Reihe von Versen, die größtenteils schon im Ṛigveda vorkommen, die aber hier als Grundlage für die uralten Melodien, die sogenannten Sāman, besonders gesammelt worden sind. Einige dieser Melodien werden schon im Ṛigveda genannt, und ihnen wird magische Kraft zugeschrieben, wiederum also alter Aberglaube.

Endlich haben wir den sogenannten Jadschurveda, das Handbuch des eigentlichen Opferpriesters, von dem wir nicht weniger als fünf verschiedene Sammlungen besitzen. Auch die anderen Veden liegen zum Teil in verschiedenen Schulrezensionen vor, im Jadschurveda aber sind die Schulunterschiede besonders groß. Den Inhalt bilden Gebete und Formeln, welche beim Opfer Verwendung finden usw.

Unter den Göttern fangen Rudra, der jetzt auch Śiva heißt, und Vischṇu an, eine größere Rolle zu spielen. Der Hauptunterschied von den früheren Zeiten liegt aber in der immer wachsenden Bedeutung, die dem Opfer zugeschrieben wird. Es entsteht allmählich eine gewaltige Literatur, in welcher die verschiedenen Teile des Opferzeremoniells beschrieben werden. Am Opfer nahmen die Priester der verschiedenen Veden teil, und jeder Veda, ja jede Schule der einzelnen Veden erhielt ihr eigenes Opferbuch, ein sogenanntes Brāhmaṇa. Die verschiedenen Bestimmungen werden mitgeteilt, ihr Ursprung und ihre Bedeutung erklärt und allerlei Erzählungen und Spekulationen hinzugefügt.

Der Mittelpunkt dieser ganzen Tätigkeit war das Land der Kuru und Pantschāla, aber auch das Videhaland tritt, mit seinem Könige Dschanaka, in den Vordergrund. Wir haben somit die Gegenden verlassen, in denen die Arier sich ursprünglich festsetzten, und wo sie so zahlreich waren, daß ihr Typus noch heute vorherrschend ist. Je weiter sie sich nun nach Osten zu verbreiteten, desto mehr trat das nichtarische Element zutage. Hier hat sich denn auch die arische Kul-

tur früh unter den älteren Einwohnern verbreitet. Ihre Träger waren aber auch dort die Arier, und namentlich ihre höchste Kaste, die Brahmanen. Sie waren die geistigen Leiter der erweiterten Gesellschaft, die nunmehr sowohl Arier als Nichtarier umfaßte. Daraus läßt sich die große Bedeutung erklären, die dem Opfer zugeschrieben wurde.

Die Götter, die jetzt von Ariern und Nichtariern gemeinschaftlich verehrt wurden, konnten nur durch Opfer gnädig gestimmt werden. Damit aber ein Opfer die erwünschte Wirkung habe, mußte es genau nach allen Bestimmungen ausgeführt werden, und diese Bestimmungen kannten allein die Brahmanen. Durch die Beherrschung des Opfers erhielten diese somit einen Einfluß und eine Bedeutung, die sie sehr wohl zu würdigen verstanden. Kein Wunder, daß sie die Wichtigkeit des Opfers stark unterstrichen. Immer mehr wurden die verschiedenen Opferregeln in feste Form gebracht, immer gelehrter wurde der ganze Apparat. Es handelte sich augenscheinlich darum, diese wichtige Quelle von Macht und Einfluß für die Arier und namentlich für die Brahmanen zu reservieren. Die Lehrbücher wurden immer formelhafter, es entstand eine neue Literaturgattung, Handbücher des Opfers und auch solche der häuslichen Zeremonien, die jeder ausführen mußte, in kurzer formelhafter Sprache, die bloß der Gelehrte verstehen konnte, das sogenannte Sūtra. Auch das religiöse und das öffentliche Recht, die Vorschriften über die Kasten und ihre Pflichten, wurden auf ähnliche Weise systematisiert.

Vor allem aber stand das Opfer im Mittelpunkte der geistigen Tätigkeit, und alles, was mit ihm in Verbindung stand, wurde eingehend behandelt. Das astronomische Wissen, das zur Bestimmung der richtigen Opferzeit notwendig war, wurde gesammelt, die mathematischen und technischen Regeln über die Ausmessung des Opferplatzes und den Bau des Opferaltars wurden systematisiert, und man war eifrig bemüht, die alten heiligen Texte, die als Lieder und Sprüche beim Opfer Verwendung fanden, dem Inhalt und der Form nach treu zu bewahren. Man stellte die Worte auf allerlei Weise zusammen, damit keine Silbe, kein Akzent verloren gehe. Die Wortbedeutungen, die Versmaße wurden bestimmt und die Sprache selbst systematisch durchforscht. Durch natürliche Entwicklung und durch die langsame Einwirkung der lautlichen und grammatischen Neigungen solcher Nichtarier, welche ihre alten Mundarten durch arische ersetzt hatten, hatte sich die gesprochene Sprache allmählich geändert. Bei

dem Opfer aber mußte die alte Form festgehalten werden, weil der kleinste Aussprachefehler das Opfer nichtig machen könnte. So kam es, daß die Inder dem Lautbestand und dem Bau der alten Sprache früh große Aufmerksamkeit widmeten. Sie wurden die ersten wissenschaftlichen Phonetiker der Welt, deren Leistungen erst in unserer Zeit gewürdigt werden konnten, und ihre scharfsinnige grammatische Analyse ihrer alten Sprache war so vollkommen, daß sie in Europa den Anstoß zum Aufkommen der vergleichenden Sprachwissenschaft gab. Die Grammatik des Pāṇini, die schon im 4. Jahrhundert als Autorität galt und vielleicht in das sechste oder siebente zurückreicht, ist ein Wunder des Scharfsinns. Durch die Tätigkeit solcher Grammatiker erhielt die gebildete Umgangssprache, das Sanskrit, eine solche Festigkeit, daß sie sich jahrhundertelang behaupten konnte, auch nachdem die gesprochenen Mundarten ein ganz anderes Aussehen erhalten hatten.

Die ganze Tätigkeit der Arier in jenen Zeiten zeugt davon, daß ihre Herrschaft so gesichert war, daß sich die höheren Schichten ungestört der Geistesarbeit widmen konnten. Dabei handelt es sich aber in der Hauptsache nicht so sehr um eine Fortentwicklung als darum, das Altererbte zu bewahren. Es ist eine fremde Erobererkultur, die von ihren Trägern in der Fremde geschützt wird. Wir finden aber auch Seiten dieser ganzen Tätigkeit, welche weiter führen.

Schon früh hatte das Denken angefangen sich mit der Entstehung und dem Zweck der Welt und mit der Art der Allmacht zu beschäftigen, und ein großer Teil der Brāhmaṇaliteratur, die sogenannten Upanischaden, beschäftigt sich vorwiegend mit solchen Fragen. Die alten Götter hatten ihre Macht verloren. Nur durch das Opfer konnten sie angespornt werden, und wir hören, daß sie selbst ihre eigene Stellung durch Opfer erlangt hatten. Mit einem solchen Ergebnis konnte man sich aber nicht zufrieden geben. Es mußte eine Macht geben, die sich im Opfer bekundete, und der alles unterstellt war. Man nannte sie Brahman, ein Wort, das ursprünglich die heilige Formel bezeichnete, und dachte sie sich auch als Atem, Odem, Seele, als Ātman. Und diese Allmacht wohnte auch im Einzelmenschen, wie in der großen Welt; ja der Einzelne war mit ihr identisch. Die Aufgabe konnte nicht mehr die sein, durch das Opfer irgendeinen Gott gnädig zu stimmen. Die Götter waren schließlich auch dem Brahman untergeordnet. Worum es sich handelte, war, die Welt, die

Einheit des Ichs mit der Weltseele zu erfassen. Einsicht, Verständnis, Wissen wurden die Ziele des Menschen auf dem Wege zur Erlösung.

Trotzdem nun das Ewige in jedem Einzelnen vorhanden ist, finden wir in der Welt nur Verschiedenheiten, im Charakter wie in den Lebensbedingungen. Und hier begegnet uns schon jetzt die Erklärung, die später in dem Denken der Inder einen so breiten Raum einnimmt: das Karma, die Taten eines Menschen bestimmen seine Zukunft. „Gut wird er durch gute Tat, böse durch böse." Damit hängt die Lehre von der Seelenwanderung zusammen. Nach dem Tode folgt neues Dasein, durch die früheren Taten in seiner Eigenart bestimmt, und neuer Tod. Kein Wunder, daß die Sucht nach Erlösung immer stärker wurde. Und dabei mußte auch das Kastenwesen, das sich inzwischen voll entwickelt hatte, etwas von seiner Schroffheit verlieren, denn auch die Kaste war das Resultat der eigenen Tat im früheren Dasein. Als geistige Leiter des Volkes begegnen uns nunmehr neben dem Brahmanen der Śramaṇa, der davon abläßt, „nach Söhnen zu begehren, nach Habe zu begehren und nach Himmelswelt zu begehren, und als Bettler einherzieht".

Das geistige Leben befreite sich immer mehr von den Fesseln der Tradition, es entstanden neue Richtungen und philosophische Schulen. Die Materie, die prakṛiti, hat eigene selbständige Existenz und ist von dem puruscha, der Seele, verschieden, lehren die einen, die Anhänger des sogenannten Sānkhja. Die Jogalehre sucht die Erlösung in Versenkung, in mystischem Schauen Gottes, wobei allerlei Atemübungen, Selbsthypnose usw. eine große Rolle spielen. Die Lokājatas erkennen bloß die materielle Welt als wirklich an; es gebe keine immaterielle Seele, sondern der Geist entstehe durch eine Mischung der Elemente. Ein reges Interesse wird solchen Fragen entgegengebracht. Religionslehrer und Disputierkünstler durchziehen das Land, während sich andere als Mönche zusammenschließen, um gemeinschaftlich die Wahrheit zu erforschen.

Zwei Religionsformen, welche in der Folgezeit große Bedeutung gewannen, entstehen gegen Ende dieser Periode, die Dschainalehre und der Buddhismus. Beide sind ungefähr gleichzeitig, und beide gehen von dem Leiden des Daseins aus und suchen das Heil in der Lösung von ihm, und schließlich im Nirvāṇa. Bei den Dschainas spielen asketische Übungen eine Rolle, und neben den eigentlichen Mönchen bilden die Laien einen festen Bestandteil des Ordens. Ursprünglich

gingen die Mönche nackt, waren Digambara. Bald aber trat eine andere Sekte auf, die Śvetāmbara, deren Mönche in weißen Kleidern auftraten. Mahāvīra, der Gründer der Dschainalehre, lebte in derselben Gegend und ungefähr zu der gleichen Zeit wie Siddhārtha Gautama, der Stifter des Buddhismus, der um das Jahr 480 als achtzigjähriger Greis starb, nachdem er 50 Jahre lang als Buddha, als Erleuchteter, im nordwestlichen Indien gelehrt hatte. Beide Religionen sind miteinander verwandt, beide suchen das Heil ohne die Hilfe eines Gottes, und die Morallehre ist in beiden vielfach dieselbe. Der Buddhismus ist aber großzügiger und ist auch zu einer wirklichen Weltreligion geworden, während der Dschainismus auf Indien beschränkt blieb.

Sowohl Mahāvīra als der Buddha gehörte dem Kriegeradel an, und beide lehrten in der Volkssprache. Keiner von ihnen aber machte den Versuch, das Kastenwesen zu beseitigen. Im Staate und in der Gesellschaft fahren die Brahmanen fort eine leitende Rolle zu spielen. Ihnen verdanken wir auch das Emporkommen einer Literatur, die sich nicht ausschließlich mit religiösen Fragen beschäftigt. Die Anfänge des wirklichen Epos fallen in diese Zeit, obgleich die auf uns gekommenen Werke etwas später vollendet wurden. Schon in der ältesten Literatur stoßen wir auf allerlei Sagen und Erzählungen von Göttern, von Heroen, von alten Königen, und bei feierlichen Gelegenheiten wurden solche vorgetragen. Es gab einen reichen Schatz solcher Sagen, aus denen die Dichter schöpfen konnten. Höfische Barden und Sänger trugen ihre Lieder vor und wanderten mit ihnen im Lande umher. Um die Kämpfe, die sich im Lande der Kuru und Pantschāla abgespielt hatten, bildete sich das große Epos Mahābhārata. — Die Taten des Rāma, des Sagenhelden aus Ajodhja, dem heutigen Audh, bilden den Inhalt des Rāmājaṇa des Dichters Vālmīki. Andere Sagen wurden in den sogenannten Purāṇa behandelt usw.

Aus dieser großen Literatur, an der in der folgenden Periode eifrig weitergearbeitet wurde, können wir uns eine Vorstellung von der geistigen Entwicklung in der Zeit bis zum Auftreten des Buddha bilden. Die alten Götter, namentlich Indra, spielen noch eine bedeutende Rolle. Ihre Erscheinung ist aber persönlicher geworden. Der Gott Brahmā, eine Personifikation der alten Brahmanidee, ist für diese Entwicklung charakteristisch. Gestalten wie Vischṇu und Śiva, die

Hauptgötter des späteren Hinduismus, und andere früher unbekannte Götter treten immer mehr hervor. Der geistige Horizont ist vielfach ein anderer geworden. Die Götter sind nicht mehr leicht verkappte Naturkräfte, und das Opfer, die vergeistigte Entwicklung alter Zauberriten, ist nicht mehr der Schlüssel zur Allmacht. Jetzt stellt man sich mächtige Götter vor, nach Art der Herrscher in den neuen, größeren Staaten, die Arier und Nichtarier umfaßten.

Zweite Periode.

Neue Eroberer. Weiterentwicklung der Kultur.

Durch viele Jahrhunderte hatte sich die arische Kultur in Indien frei entwickeln können, ohne von fremden Eroberern bedroht zu werden. Diodor erzählt von einer Eroberung Indiens durch Sesostris. Diese wird aber mit Recht von Megasthenes verworfen, der vor Alexander bloß mythische Eroberungszüge durch Dionysos und Herakles kennt. Nach Ktesias soll Ninos einen Feldzug nach Baktrien und Semiramis einen nach Indien unternommen haben, und damit werden wir die Nachricht in Verbindung bringen können, daß Salmanassar II. Geschenke aus Baktrien und Indien erhalten haben soll, baktrische Kamele und indische Elefanten. Dabei hat es sich aber wahrscheinlich nur um friedliche Handelsunternehmungen gehandelt.

Der Handel, auch der auswärtige, hat sicher früh eine Rolle gespielt. Auf diese Weise sind assyrisch-babylonische und vielleicht auch chinesische Vorstellungen von der Himmelswelt früh nach Indien gekommen, und das semitische Alphabet wurde vielleicht schon im 8. Jahrhundert, wahrscheinlich von indischen Kaufleuten, nach Indien gebracht und dann auf erprobte Weise von den einheimischen Gelehrten für die indische Sprache zurechtgelegt, so daß die Anordnung dieser alten indischen Schrift auch den wissenschaftlichen Erfordernissen unserer Zeit genügt. Namentlich scheint die Verbindung mit Persien von Bedeutung gewesen zu sein. Durch die Perser wurde auch der Name der Jonier in Indien bekannt. Schon der oben genannte Grammatiker Pāṇini erwähnt z. B. die Schrift der Javana, d. h. der Jonier oder Griechen.

Bei alledem ist aber die Herrschaft der Arier in Indien ungestört geblieben. Es wurde aber anders, als die alten semitischen Kulturstaaten in Assyrien und Babylon zugrunde gingen und ein neues Weltreich im stammverwandten Iran entstand. Schon Kyros soll seine

Eroberungen zeitweise nach Indien ausgedehnt haben. Es war aber erst der große Darius (521—485 v. Chr.), ein Zeitgenosse des Buddha, welcher in allem Ernste daran ging, Indien seinem Reiche einzuverleiben.

Darius hatte den gewaltigen Plan eines Weltreichs gefaßt, in welchem auch der Welthandel organisiert werden sollte, und als ein Glied dieses Planes schickte er um das Jahr 510 Skylax von Karyanda nach Indien. Skylax segelte auf dem Indus bis zum arabischen Ozean, und weiter über diesen und das Rote Meer nach Suez, wo ein alter Kanal nach dem Nil wiederhergestellt wurde. Die Nachrichten, die durch diese Expedition nach Persien gelangten, veranlaßten den Großkönig, Teile von Afghanistan und vom nordwestlichen Indien als die Gadāra-, indisch die Gandhāra-, und das Indusland als die Hinduprovinz seinem Reiche einzuverleiben. Wie lange diese Herrschaft aufrechterhalten wurde, wissen wir nicht. Da aber indische Hilfstruppen in der letzten Schlacht des Darius Kodomannus mitkämpften, ist es wohl wahrscheinlich, daß die Verbindung mit Persien nie ganz aufgelöst wurde. Als Erbe der Achämeniden unternahm auch Alexander der Große seinen Zug nach Indien. Er drang bis zum Biasflusse hervor, wurde aber dann von seinen Soldaten zur Rückkehr gezwungen und verließ Indien im Jahre 325.

Kurze Zeit nachher taucht nun zum ersten Male ein mächtiges indisches Reich auf, das sich von Afghanistan bis nach Magadha ausdehnte. In Pāṭaliputra hatte im 4. Jahrhundert ein Mann aus niedriger Herkunft die Nandadynastie gegründet, und diese wurde jetzt im Jahre 321 von einem anderen Emporkömmling, dem Inder Tschandragupta, von den Griechen Sandrokottos genannt, mit Hilfe des Brahmanen Tschāṇakja beseitigt. Es gelang Tschandragupta, seine Macht derartig zu befestigen, daß er Seleukos Nikator zurücktreiben konnte, als dieser den Versuch machte, das Reich Alexanders wiederherzustellen. Große Teile von Afghanistan und Belutschistan wurden bei dieser Gelegenheit erobert. Im Auftrag des Seleukos besuchte später der griechische Gesandte Megasthenes Tschandraguptas Hof in Pāṭaliputra, und er berichtet, daß dieser die Regierung mit fester Hand führte. In den letzten Jahren hat Dr. Spooner im alten Pāṭaliputra Ausgrabungen veranstaltet und Spuren eines alten Palastes nachgewiesen, der dem Königspalaste in Persepolis nachgebildet sein soll und, wie auch Megasthenes berichtet, aus Holz gebaut war.

Tschandragupta war der Begründer der **Maurjadynastie**. Sein Sohn **Bindusāra** unterhielt noch Verbindungen mit Seleukos, und sein Reich verblieb anscheinend ungeschmälert. Dessen Sohn **Aśoka** herrschte als Vizekönig in Takschaśilā, dem Taxila der Griechen zwischen Atak und Rāvalpindi, und folgte im Jahre 272 seinem Vater auf den Thron. Er eroberte Kalinga, das Küstenland am Bengalischen Meerbusen nördlich von der Godāvarī, und der größte Teil Südindiens erkannte seine Oberhoheit an. Er unterhielt Beziehungen mit den Tschola, Pāṇḍja und Kerala ganz im Süden und stand in diplomatischem Verkehr mit Syrien, Ägypten, Kyrene, Makedonien und Epirus. Sein Reich war das größte, das Indien bis dahin gesehen hatte, und in den Inschriften, die er an verschiedenen Stellen seines Landes aufstellen ließ, zeigte er sich als ein gerechter Herrscher, der namentlich um die Moral seines Volkes besorgt war. Allen Glaubensbekenntnissen gewährte er seinen Schutz, selbst aber trat er zum Buddhismus über. Seine in Dialekt abgefaßten Inschriften, in welchen er sich nur einmal Aśoka, sonst aber „Pijadasi den göttergeliebten" nennt, gehören zu den interessantesten Denkmälern des alten Indiens. Aśoka starb im Jahre 231 v. Chr., und sein Reich zerfiel bald in Trümmer, zum Teil deshalb, weil er mit der alten politischen Tradition der Brahmanen, der Träger der alten indischen Staatskunst, gebrochen hatte. Seine Nachfolger herrschten über ein viel kleineres Reich, einzelne Teile seines Imperiums machten sich unabhängig. Im Süden, in den Tälern der Kistna und der Godāvarī, entstand ein mächtiger Staat unter den ursprünglich dravidischen Āndhras, die Aśokas Oberherrschaft anerkannt hatten, und im Nordwesten tauchen bald neue Eroberer auf.

Die **Griechen** waren mit Alexander und Seleukos noch nicht von der Bildfläche verschwunden. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts versuchte Antiochos der Große Indien wieder zu erobern. Mehr Erfolg aber hatten die griechischen Fürsten in Baktrien, das sich um die Mitte des 3. Jahrhunderts von Syrien unabhängig gemacht hatte, ungefähr zur gleichen Zeit, als Arsakes ein selbständiges Reich in Parthien begründete. Um das Jahr 200 nennt sich der griechisch-baktrische Fürst **Demetrius** König der Inder, und seitdem können wir eine ganze Reihe griechischer Herrscher in Indien nachweisen. Der bekannteste unter ihnen ist **Menander**, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts herrschte und wohl sogar gegen Osten bis in das Magadhaland

vordrang. Die meisten von diesen Fürsten kennen wir nur dem Namen nach. Sie haben aber in Indien Münzen geschlagen und folglich doch wohl auch eine gewisse Herrschaft ausgeübt.

Bald treten, neben den griechischen, Namen anderer Art auf. Indien wurde in die große Völkerbewegung Zentralasiens hineingezogen, die wir hauptsächlich aus chinesischen Quellen kennen. Die Jüe-tschi, die alten westlichen Nachbarn der Chinesen, wurden im 2. Jahrhundert von den nomadischen Völkern des Nordostens aus ihren Sitzen im heutigen Ostturkistan verdrängt. Auf ihrer Wanderung stießen sie mit einem anderen, vielleicht stammverwandten Volke zusammen, das die Chinesen Sai, die klassischen Schriftsteller aber Saka nennen. Die Sakas gingen gegen Westen und Süden, und im 1. Jahrhundert finden wir sie unter dem Namen Saka oder Śaka in Indien. Sie herrschten in Takschaśilā, und sakische Satrapen oder Kschatrapas saßen auch in Mathurā an der Dschamna. Sie führten ihre eigene Zeitrechnung ein, und zwar war es die erste, die wir mit Sicherheit in Indien nachweisen können. Auch in Kathiavar faßten die Sakas Fuß, und weiter finden wir sie in Zentralindien, wo sie laut indischer Überlieferung im Jahre 58 v. Chr. von einem indischen Könige Vikramāditja besiegt wurden. Damit begann eine neue Ära, die später nach dem Namen dieses Herrschers als die Vikramaära bekannt wurde. Im Nordwesten finden wir bald neben den Sakas auch parthische Herrscher, und einer von diesen, König Gudufara, wird in der späteren christlichen Legende mit dem Apostel Thomas in Verbindung gebracht; ob dem eine geschichtliche Tatsache zugrunde liegt, ist jedoch sehr zweifelhaft.

Es dauerte nicht lange, bis auch die Jüe-tschi, welche die Griechen Tocharer nennen, gegen Westen gedrängt wurden. Sie machten sich zu Herren in Baktrien, vereinigten im 1. Jahrhundert n. Chr. ihre Macht unter dem Klan der Kuschana und rückten in Indien ein, wo sie bald die Erben der Sakas wurden. Wie diese, herrschten sie in den Provinzen durch Kschatrapas, und unter diesen Provinzialherrschern können wir zuerst die vielleicht auf den Kuschanakönig Vima Kadphises zurückgehende Śakaära, die im Jahre 78/79 n. Chr. anfängt, nachweisen. Der Kuschanaherrscher Kanischka, der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts lebte, begründete ein großes Reich, das sich weit in die Gangesebene hineinstreckte und noch um die Mitte des 3. Jahrhunderts bestanden zu haben scheint; damit begann eine neue Ära.

Die sakischen Satrapen oder Kschatrapas in Kathiawar und Mittelindien hielten sich bis in das 4. Jahrhundert. Sie kamen bald in feindliche Berührung mit den Āndhras und wurden zeitweise von diesen vollständig besiegt. Es gelang ihnen aber, ihre Macht in Kathiawar und Mālvā wiederherzustellen, während die Āndhras im Dekhan herrschten. Vom Jahre 249 an finden wir aber eine neue Dynastie, mit einer eigenen Ära, in diesen Gegenden. Ganz im Süden scheinen die alten Reiche der Tschola, Pāṇdja und Kerala ein selbständiges Dasein geführt zu haben. Südlich von Madras, um das heutige Kondschiveram, taucht ein neues Reich auf, das der Pallava, deren Herrscher von vielen für Parther gehalten werden. Über alle diese Reiche erfahren wir aber vorläufig nichts. Wir können nur feststellen, daß sich die arische Kultur im Süden immer mehr verbreitete und daß die alte vedische Zivilisation schon längst in eigenen südindischen Schulen fortentwickelt wurde.

Fast durch acht Jahrhunderte hatten wiederum Fremde über größere oder kleinere Teile von Indien geherrscht. Die Sachlage war aber bei dieser zweiten Eroberung eine wesentlich andere als bei der ersten. Die arische Kultur hatte Zeit gehabt, sich zu entwickeln, und war der der neuen Eroberer nicht unterlegen. Diese machten denn auch nicht den Versuch, sie durch ihre eigene zu ersetzen. Vielmehr sehen wir, daß sowohl die Griechen als die sogenannten Indoskythen, d. h. die Sakas und die Kuschanas, sich in der Hauptsache den Anschauungen ihrer neuen Untertanen anpaßten. Menander ist die Hauptperson in einer alten buddhistischen Schrift, und neben Aśoka gibt es keinen Herrscher, der in der Überlieferung der Buddhisten eine solche Rolle spielt wie Kanischka. Und wie die Fürsten, so traten auch die anderen Fremden auf. Ein griechischer Gesandter weiht einen Pfeiler einem indischen Gott, und fremde Namen tauchen in den Schenkungsurkunden indischer Heiligtümer auf. Unter diesen sind sogar zwei gotische, ein Zeichen, wie mannigfach die Völker waren, die in dieser Zeit ihren Weg nach Indien fanden.

Es war überhaupt eine bewegte Zeit, die ganze Volksmasse wurde augenscheinlich aufgerüttelt, und so wurde es möglich, daß auch volkstümliche Kulturelemente zutage traten. Dadurch, daß die Fremden unter den Einfluß des indischen Vorstellungskreises kamen und somit aufhörten, wirklich Fremde zu sein, und selbst Inder wurden, vermochten sie ferner die Kultur ihrerseits mit allerlei neuen Elementen zu

bereichern, was sie nicht erreicht haben würden, wenn sie Fremde geblieben wären und sich in schroffen Gegensatz zum indischen Geistesleben gestellt hätten. So können wir in dieser Zeit durchgehends eine rege Entwicklung beobachten. Die indische Eigenart wurde aber erhalten, und zwar waren es noch immer vorwiegend die Brahmanen, welche den neuen Inhalt systematisierten und in ihrem Geiste verarbeiteten.

Die Sprache der Arier hatte sich jetzt über das ganze Nordindien verbreitet. Die Grenzen zwischen den arischen und den dravidischen Mundarten waren schon im wesentlichen dieselben wie heutzutage, und auch im Süden wurde die arische Hochsprache vielfach von den Gelehrten gebraucht. Die gesprochenen Mundarten der Arier entfernten sich aber in vieler Beziehung von ihr. Diese Vulgärsprachen, die sogenannten Prakritdialekte, unterschieden sich auch voneinander. Im alten Brahmāvarta, zwischen der Dschamna und dem Ganges, finden wir die Śaurasenī, die Grundlage des heutigen Hindī; die alte Sprache von Audh nannte man Ardhamāgadhī, woraus das heutige Osthindī entstanden ist; in Bihar wurde Māgadhī, die Grundlage des heutigen Bihārī, gesprochen; im Dekhan sprach man Māhārāschṭrī, deren heutige Form das Marāṭhī ist usw. Im Gegensatz zu diesen Mundarten nannte man die Hochsprache Sanskrit, d. h. geschmückt, geziert. Diese galt als die Umgangssprache der Gebildeten, derjenigen, die sie gelernt hatten, und wurde in ihrem grammatischen System schon zum Teil von den Volkssprachen beeinflußt.

Die Literatur wurde eifrig gepflegt. Die Grammatiker setzten die sprachliche Analyse des Sanskrit mit großem Scharfsinn fort. Das Mahābhāschja des Patandschali aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. ist noch heute eine wichtige Fundgrube, nicht bloß für den Philologen, sondern auch für den Kulturhistoriker. Das weltliche und göttliche Recht wurde gesammelt, und Rechtsbücher wie die des Manu und des Jādschnjavalkja, die in dieser Periode entstanden, haben noch heute autoritative Bedeutung.

Ein Lehrbuch der Staatskunst verdanken wir dem Minister des Tschandragupta, Tschāṇakja oder Kauṭilja. In enger Verbindung mit der Staatskunst ordnen die Inder auch die Fabelliteratur ein, weil diese bearbeitet wurde, um Lebensklugheit einzuschärfen. Die älteste Fassung des berühmten Pantschatantra, die sogenannte Tantrākhjājikā, ist wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeit-

rechnung entstanden, und zwar erwähnt sie selbst den Dekhan als das Land ihrer Entstehung. Sie enthält alte Märchen und Erzählungen, die sicherlich ursprünglich volkstümlich gewesen. Sie ist aber von einem Brahmanen verfaßt worden, wie es ja immer die Gewohnheit der Brahmanen gewesen ist, solche volkstümlichen Kulturelemente, die Anerkennung gefunden hatten, zu brahmanisieren und in ihrem Geiste zu bearbeiten. Das taten sie sogar mit der Kunst der Liebe, die in dieser Periode in dem Kāmasūtra des Vātsjājana systematisiert wurde.

Auch am Epos wurde weitergearbeitet, und allerlei belehrende Gedichte wurden in dasselbe eingefügt. Es entstehen auch wirkliche Kunstepen oder Kāvja, wie sie die Inder nennen, bei welchen ein Hauptgewicht auf den rhetorischen Schmuck und kunstvolle Ausbildung gelegt wird. Solche verdanken wir dem berühmten Buddhisten Aśvaghoscha, einem älteren Zeitgenossen des Königs Kanischka.

Die Philosophie wurde eifrig gepflegt, und die verschiedenen philosophischen Schulen erhielten ihre systematischen Lehrbücher. Neben den alten Sānkhja- und Jogasystemen begegnen uns mehrere neue: der Vedānta, welcher auf den alten Upanischaden fußt; die Mīmāṃsā, welche sich mit den heiligen Zeremonien, ihrer Ausführung und den dadurch zu erzielenden Resultaten beschäftigt; die atomistische Vaiśeschikaphilosophie und der Njāja, die Logik. Auch die Sekten, namentlich der Buddhismus, beschäftigten sich eifrig mit philosophischen Studien.

Die exakten Wissenschaften werden in viel weitschauenderer Weise als früher behandelt, und hier kann man den Einfluß der griechischen Wissenschaft vielfach nachweisen, namentlich in der Medizin und in der Astronomie, welch letztere erst unter griechischem Einfluß zu einer wirklichen Wissenschaft wurde. Die medizinischen Lehrbücher des Suśruta und des Tscharaka, der als der Leibarzt des Königs Kanischka galt, reichen in ihrer Grundlage in diese Zeit zurück. Das Verhältnis zu der griechischen Medizin ist noch nicht aufgeklärt, ein Zusammenhang ist aber wahrscheinlich. Die systematischen Bearbeitungen der Astronomie, die sogenannten Siddhānta, enthalten viel griechische Elemente, und eine von ihnen, der Romakasiddhānta, weist schon durch den Namen nach dem Westen hin. Auch hier aber gilt, wie auf allen anderen Gebieten: der Charakter, der Geist bleibt indisch. Die wissenschaftliche Literatur der Periode ist uns aber nur

in Bruchstücken oder in späteren Bearbeitungen, die der folgenden Periode angehören, erhalten.

Diese ganze Literatur wurde im Sanskrit geschrieben. Daneben aber fangen die Dialekte an, literarisch gebraucht zu werden. Die ältesten Bücher der Dschaina wurden in Ardhamāgadhī abgefaßt, und der Buddha scheint in Māgadhī gepredigt zu haben. Schon kurz nach seinem Tod soll ein buddhistischer Kanon in dieser Sprache zusammengestellt worden sein. Bald aber entstanden verschiedene Schulen, jede mit ihrem Kanon und ihrer Sprache. Am besten bekannt ist der Kanon der Vibhadschjavādinsekte, der in der vielleicht aus Zentralindien stammenden Pālisprache abgefaßt ist. Andere Schulen benutzten andere Sprachen, und es entstand auch ein Sanskritkanon, von welchem in neuerer Zeit Bruchstücke in Ostturkistan aufgefunden sind. Auch die Dschaina fingen später an, in Sanskrit zu schreiben. Neben der religiösen Dialektliteratur entstand auch eine weltliche. Die alte Fabel- und Märchenliteratur wurde früh von den Buddhisten in den Dienst ihrer Lehre gestellt. Das sogenannte Dschātakabuch hat mehrere hundert solcher Erzählungen gesammelt und für buddhistische Zwecke zugestutzt. Der Religionsstifter, in irgendeinem früheren Dasein, ist der Held, und durch seine früheren Taten soll irgendeine religiöse oder moralische Lehre eingeschärft werden. Die Erzählungen selbst sind aber von Haus aus nicht buddhistisch, sondern dem alten Sagenschatz der Inder entnommen. Eine andere alte Sammlung, die allerdings nur in späteren Sanskritbearbeitungen vorliegt, die in einem zentralindischen Dialekt verfaßte Bṛihatkathā des Guṇādhja, scheint brahmanisch gefärbt gewesen zu sein. Auch eine lyrische Dialektliteratur tritt jetzt an den Tag. Spuren einer solchen reichen in vorchristliche Zeit zurück und lassen sich auch in den Liedern der buddhistischen Mönche und Nonnen nachweisen. Aus dem Āndhrareich besitzen wir eine ganze Sammlung kleiner lyrischer Gedichte, die Sattasaī des Hāla, die wahrscheinlich aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammt und zu den schönsten Erzeugnissen des indischen Geistes gehört.

Auch das Drama wird in dieser Zeit entwickelt, und zwar anscheinend auf volkstümlicher Grundlage. Man hat seine Geschichte einerseits in die alte vedische Zeit zurückverfolgen wollen, während andere in ihm eine Nachbildung des griechischen Theaters sehen. Soweit wir jetzt übersehen, hat es seine Wurzeln teils im mimischen Tanz,

teils in populären Vorführungen alter Sagen. Der mimische Tanz wurde, gewöhnlich von Musik und Gesang begleitet, von den sogenannten Naṭas ausgeübt, welche das Land durchzogen. Schon der früher genannte Grammatiker Pāṇini kennt Lehrbücher für solche Naṭas. Nachrichten aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. besagen aber auch, daß die alten Sagen dem Volke vorgetragen wurden, wobei anscheinend auch Schattenbilder vorgeführt wurden. Weiter gab es früh ein Puppentheater. Aus solchen Anfängen hat sich das indische Theater entwickelt, dabei blieb ein gewisser Unterschied bestehen zwischen solchen Dramen, welche auf die Vorführung epischer Stoffe zurückgehen, und solchen, welchen der mimische Tanz zugrunde liegt. Nur bei den letzteren tritt der sogenannte Vidūschaka auf, eine stehende Figur, ein buckliger Brahmane, der Freund des Helden, der aber immer ausgelacht wird. Es ist dies eine volkstümliche Gestalt aus der Bühne der Mimen, die ins hohe Altertum zurückgeht.

Vor der indoskythischen Zeit erfahren wir nun nichts von wirklichen Dramen, und gewisse Eigenheiten weisen darauf hin, daß das indische Kunstdrama gerade an den Höfen der Indoskythen entstanden ist. Die ältesten Bruchstücke, die auf uns gekommen sind, rühren von dem schon erwähnten Aśvaghoscha, dem Zeitgenossen Kanischkas, her. Etwas jünger ist der Dramatiker Bhāsa, der wahrscheinlich am Hofe eines der Kschatrapas Zentralindiens dichtete und gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. lebte. Von ihm besitzen wir eine Reihe von Dramen, die teils dem Sagenkreis des Mahābhārata und des Rāmājaṇa entnommen sind, teils lokale Sagen behandeln, so vor allem die Svapnavāsavadattā und das Pratidschnjājaugandharājaṇa, die die volkstümlichen Erzählungen von dem Könige Udajana und seiner geliebten Braut Vāsavadattā behandeln. Eine eigentümliche Märchenstimmung begegnet uns im Avimāraka, und das Bālatscharita schildert in tableauartigen Auftritten die Taten des Kṛischṇa. Ein unvollendetes Drama des Bhāsa, der Tschārudatta, hat dem Dichter Śūdraka als Vorlage für den ersten Teil seines „Irdenen Wägelchens" gedient, ein Drama, das unter dem Namen Vasantasenā für die deutsche Bühne bearbeitet worden ist. Der Verfasser Śūdraka wird König genannt und herrschte wahrscheinlich im Dekhan nach Auflösung des Āndhrareichs um die Mitte des 3. Jahrhunderts.

Die Entstehung einer neuen Kunstart aus volkstümlichen Elementen mußte natürlich am Hofe der indoskythischen Herrscher leichter

möglich sein als da, wo der Einfluß des Brahmanismus unbeschränkt war. Sobald sie aber Anerkennung gefunden hatte, setzte die Systematisierung seitens der Brahmanen ein. Aśvaghoscha war selbst von Haus aus ein Brahmane, war aber Buddhist geworden. Die feste, halb schematische Form seiner Dramen zeigt, daß er Vorgänger gehabt hat, aber auch, daß er noch von der volkstümlichen Kunst recht abhängig ist. Das eigentliche Drama ist kaum mehr als ein Jahrhundert älter als er. Schon Bhāsa kennt aber ein theoretisches Lehrbuch über das Theater, das Nāṭjaśāstra des Bharata, und bald wird das Drama ganz brahmanisch, obgleich es, zum Teil in Dialekt geschrieben, immer an seinen volkstümlichen Ursprung erinnert. Mit Bharata fängt die theoretische Behandlung der Poetik und Rhetorik an, die in der Folgezeit mit großem Eifer fortgesetzt wurde.

Das indische Drama ist dem europäischen sehr unähnlich. Tanz und Gesang spielen eine große Rolle, so daß wir von einem Zwischending zwischen Drama, Oper und Ballett sprechen können. Die Schürzung des Knotens ist nicht im Charakter der auftretenden Personen, sondern in äußeren, nebensächlichen Momenten begründet. Auftritt wird an Auftritt gereiht, so daß wir nur zu häufig an eine Bilderserie zur Erläuterung eines erzählenden Gedichts erinnert werden, wie auch die Theoretiker das Drama geradezu als ein Gedicht, das „gesehen" wird, definieren. Die Ähnlichkeit mit dem griechischen Drama, mit seinem festen Bau und seiner logischen Entwicklung ist schon von Anfang an so gering, daß eine Einwirkung nicht wahrscheinlich ist.

Dagegen haben wir einen fremden Einfluß auf die exakten Wissenschaften schon erwähnt. Und ein solcher Einfluß läßt sich auch auf anderen Gebieten nachweisen. In den alten indischen Staaten war das Legitimitätsprinzip oder der Gedanke einer göttlichen Sanktion des Königtums anscheinend unbekannt. Die Könige waren vielfach nur primi inter pares und wurden wahrscheinlich häufig von ihren Standesgenossen gewählt. Ganz anders war der iranische Staatsgedanke. Der persische Großkönig ist der König der Könige, d. h. er macht auf die Weltherrschaft Anspruch, er hat seine Stellung geerbt und verdankt sie in letzter Linie der Gnade Gottes. Diese Ideen wurden von den Griechen und Indoskythen nach Indien gebracht, und jetzt fangen auch die indischen Fürsten, die sich früher einfach rädschan, König, nannten, an, hochklingende Titel zu tragen. Sie nennen sich

Oberkönige über Großkönigen, und die Forderung auf die Weltherrschaft wird fortan das große Ideal, dem sie alle nachstreben.

Noch größer wurde der Einfluß der Fremden auf die Kunst. In den älteren Zeiten war die Holzarchitektur vorherrschend. Von Aśoka an können wir aber Bauwerke in Stein und Ziegel nachweisen, buddhistische Klöster und die eigentümlichen domähnlichen Stūpas, welche über Reliquien oder als Andenken gebaut wurden, ferner auch die aus den Felsen herausgearbeiteten Höhlentempel. Diese ganze Steinarchitektur weist vielfach auf persische Vorbilder hin. Die prachtvollen Steinpfeiler des Aśoka sind vielleicht sogar von persischen Handwerkern ausgeführt worden, und in alten Felsenhöhlen haben berufene Kenner eine Nachahmung der persischen Königsgräber finden zu können geglaubt. Auf zahlreichen Skulpturen sind geflügelte Tiere, Lebensbäume und andere Motive, die aus der vorderasiatischen Kunst herstammen. Diese sind aber mit echt indischen Darstellungen aus der heimischen Tier- und Pflanzenwelt zusammengeflossen, die große Kunstfertigkeit beweisen. Das ganze erinnert an Vorlagen von Ausführungen in Holz, und man hat gewiß mit Recht den Ursprung der national-indischen Skulptur in den Künsten der Holzschnitzer und auch der Goldschmiede gesucht, d. h. in solchen Künsten, die vornehmlich von den Nichtariern betrieben wurden. Auch die indischen Götter werden auf diesen Denkmälern häufig dargestellt, und zwar durchaus in menschlicher Form. Schon Pāṇini kennt solche Darstellungen, allerdings nicht von den alten Göttern des Ṛigveda, sondern von den volkstümlichen Gestalten des späteren Pantheons. Mit diesen nationalen Motiven sind fremde Elemente so eng verwebt worden, daß der Eindruck ganz einheitlich und durchaus indisch ist.

Die ältesten Denkmäler dieser Art sind buddhistisch. Die alten Stūpas bei Bharhat und Sāntschi in Zentralindien, mehrere Felsentempel bei Barābar, Kārli, Adschanta, Ellora usw. gehören in diese Periode und enthalten zahlreiche Skulpturen mit buddhistischen Motiven. Es ist aber eigentümlich, daß die ältesten Denkmäler nie den Religionsstifter selbst darstellen. Sein Dasein wird durch verschiedene Symbole angedeutet, ihn selbst aber sehen wir nie. Für die ältesten Buddhisten war der Buddha ein Mensch, und seine Lehre war viel wichtiger als seine Person. Nach und nach nahm aber auch diese immer größere Bedeutung an, und als der Buddhismus seinen Weg

zu den griechischen Fürsten der nordwestlichen Grenzländer fand, begriffen diese nicht mehr, weshalb der Buddha nicht dargestellt werden sollte. Da es aber keine traditionelle Darstellung gab, schufen griechische Künstler, die an den Höfen dieser Herrscher in Baktrien und Indien tätig waren, auf der Grundlage des klassischen Apollo den Buddhatypus, der später in allen buddhistischen Ländern Verbreitung fand. Ihm zur Seite traten ähnliche Gestalten aus der buddhistischen Legende und eine große Anzahl von Nebenfiguren und Darstellungen aus dem reichen Vorrat der dekorativen Kunst der Alten. So entstand die Kunst des Gandhāra, des alten Grenzlandes, eine Kunst, die in ihrer Inspiration buddhistisch, in ihrer Technik aber klassisch ist. Sie machte ihren Einfluß überall in Indien geltend und ist mit dem Buddhismus auch über die Grenzen Indiens hinausgedrungen. Es dauert aber nicht lange, bis das klassische Gepräge dieser Kunst schwindet und sich indischer Geschmack in den Vordergrund drängt. Allmählich ändert sich denn auch der Charakter im ganzen, und die buddhistische Kunst wird wieder ganz indisch. Das Fremde ist assimiliert, die künstlerische Kultur ist, durch das Fremde bereichert, von den Indern zu ihrem geistigen Eigentum gemacht.

Neben der Skulptur finden wir auch in alten Höhlentempeln, namentlich bei Adschanta in Haiderabad, alte Wandgemälde. Hier ist es schwieriger zu entscheiden, ob ein fremder Einfluß vorliegt. Auch hier aber wird schließlich der Eindruck ganz indisch.

Die ganze Periode ist für die Entwicklung Indiens überaus fruchtbar gewesen. Durch die größere Beweglichkeit in allen Verhältnissen drangen volkstümliche Elemente hervor, aus der Fremde kamen wichtige Impulse und bereicherten die alte Kultur, und daneben wurde die frühere Geistestätigkeit mit Eifer fortgesetzt. Der Schwerpunkt dieser Tätigkeit lag nicht mehr im alten Lande der Kuru und Pantschāla, im Osten und im Süden wurde mit ebenso großem, ja mit noch größerem Eifer gearbeitet. Und auch an Inhalt und Umfang hatte die Geisteskultur große Fortschritte gemacht, und die Arier, namentlich die Brahmanen, waren eifrig bemüht, das Neue zu bearbeiten und es sich als ihre Sonderhabe anzueignen. Diese Arbeit wurde dann in der folgenden Periode mit großem Erfolg fortgesetzt.

Dritte Periode. Die Brahmanen am Ruder.

Im Anfang des 4. Jahrhunderts taucht im Magadhalande wieder ein nationales Herrscherhaus auf, das sich **Gupta** nannte und in der alten Königsstadt Pâṭaliputra residierte. Einer von diesen Herrschern, der wie der alte Maurjakönig Tschandragupta hieß, nahm den Titel „Oberkönig über Großkönige" an, d. h. er machte Anspruch auf Weltherrschaft und begründete eine **Ära**, die mit dem Jahre 319 anfängt. Sein Sohn Samudragupta unterwarf sich den größten Teil Nordindiens und starb gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Dessen Sohn Tschandragupta II., der ihm auf den Thron folgte, unterwarf Zentralindien und Gudscharât und machte der Herrschaft der Kschatrapas ein Ende. Er nahm dann auch den alten zentralindischen Titel Vikramâditja an, und unter diesem Namen wird er von der indischen Tradition als ein Schützer der Literatur und der Wissenschaft gefeiert. Der chinesische Pilger Fa-hian besuchte während seiner Regierungszeit Pâṭaliputra, und er berichtet von der hohen Entwicklung der Literatur und der Wissenschaft und von der guten Ordnung und Sicherheit im Lande.

Unter dem folgenden Herrscher, Kumâragupta, dessen Inschriften die Zeit von 415—448 umspannen, kamen die wilden **Hunen** über die nordwestlichen Pässe nach Indien und setzten sich dort fest. Auch der folgende Herrscher, Skandagupta, dessen Inschriften von 455 bis 465 datieren, vermochte sie nicht zu vertreiben, und mit seinem Tode wurde die Vorherrschaft der Guptas in Indien vernichtet, nur im Osten vermochten sie sich noch zu halten. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts hatten die Hunen unter Herrschern wie Toramâna und seinem Sohne Mihirakula die Übermacht über die anderen indischen Staaten gewonnen. Erst 528 wurden sie unter Führung des zentralindischen Dschâtfürsten Jaśodharman von den Hindus geschlagen. Sie vermochten sich noch eine Zeitlang in Kaschmir und im Nordwesten zu halten, verschwanden aber bald vollständig aus Indien.

Gegen Ende dieses Jahrhunderts gelang es wiederum einem indischen Fürsten, **Harscha** von Thanesar in Nordindien, etwa 150 km nördlich von Delhi, dessen Großmutter eine Guptaprinzessin war, ein großes Reich zu begründen. Er führte eine Ära ein, die mit dem Jahre 606 anfängt. Sein Hof wurde von dem chinesischen Pilger Hüan-tsang besucht, und dieser schildert ihn als einen hervorragenden König, der sein Volk streng aber gerecht beherrschte, Kunst und Wissenschaft för-

derte und allen Religionen, auch dem Buddhismus seinen Schutz angedeihen ließ. Dieser Herrscher huldigte sogar selbst der Dichtkunst, und zwar hat er drei Dramen, deren eines buddhistischer Tendenz, hinterlassen. Bei Harschas Tod im Jahre 648 ging auch sein Reich zugrunde, und nun folgte eine sehr unruhige Zeit. Wie wenig gesichert die Verhältnisse damals in Nordindien waren, erhellt aus der Tatsache, daß die Könige des kleinen entlegenen Kaschmirstaates wiederholt Eroberungszüge bis in das Herz Hindustāns unternahmen.

Im Osten hielten sich die alten Reiche in Bihar und Bengalen bis zu der muhammedanischen Eroberung, hatten aber nur lokale Bedeutung. Die wichtigste Rolle in Nordindien spielen fortan Stämme, welche nach ihrer Überlieferung aus Rādschputāna stammen, die eigentlichen Rādschpūten, ein Wort, das eigentlich „Fürstensohn", „Angehöriger eines Fürstenhauses" bedeutet, die Gurdscharas und die Dschāṭen. Einen der Dschātfürsten aus Zentralindien haben wir schon kennen gelernt. Unter den Rādschpūten nennt die Überlieferung vier Stämme, die aus einer Feuergrube bei dem Ābūberge im südlichen Rādschputāna entstanden sein sollen, die Paramāra, Pratihāra, Tschahamāna und Tschaulukja. Alle diese spielen in der Folgezeit eine Rolle.

Die Paramāras herrschten in Mālvā, und einige von ihnen, wie die Könige Mundscha (974—995) und Bhodscha (etwa 1010—1060), werden als Beschützer der Dichtkunst und der Wissenschaft gepriesen. Die Pratihāras waren vielleicht ursprünglich Gurdscharas und herrschten im westlichen Rādschputāna, übten aber auch über Gudscharāt Oberhoheit aus. Um das Jahr 810 machten sie sich zu Herren im alten Pantschālareich, in dessen Hauptstadt Kanjākubdscha, dem heutigen Kanaudsch, auch Harscha residiert hatte, und sie hielten sich dort, bis sie im 11. Jahrhundert von den Muhammedanern geschlagen wurden. Die Könige Mahendrapāla (etwa 890—910) und Mahīpāla (etwa 910—940) sind als Förderer von Dichtern bekannt. Die Tschahamānas bildeten mehrere Kleinstaaten in Rādschputāna, unter denen Sāmbhar der wichtigste war. Sie eroberten im 12. Jahrhundert Delhi, und der letzte von ihnen, Prithivīrādsch, der im Jahre 1192 im Kampf gegen die Muhammedaner den Tod fand, ist eine Hauptgestalt in der Dichtung der Rādschpūten. Mit den Tschaulukjas werden wir weiter gegen Süden geführt. Als das Āndhrareich im 3. Jahrhundert zerfiel, finden wir die früher genannten Pallavas im Osten

um Kondschiveram, wahrscheinlich die Abhīras im Zentrum und im Westen lokale Häuptlinge, die sogenannten Rāschtrakūtas. Im 6. Jahrhundert treten aber hier die Tschaulukjas auf, welche sich für Rādschpūten hielten, vielleicht aber ursprünglich Draviden waren. Von Vātāpi im Bidschapurdistrikt aus verbreiteten sie sich allmählich weiter, und unter König Pulakesin II. im Anfang des 7. Jahrhunderts dehnte sich ihr Reich von Gudscharāt, wo die früher von den Guptas abhängige Valabhīdynastie ihren Sitz hatte, bis zur Ostküste. Ja selbst Harscha zog bei einem Versuche, sein Reich über die Narbada hinauszuschieben, ihnen gegenüber den kürzeren. Pulakesin scheint mit dem Perserkönig Chosrau II. Parvez in diplomatischem Verkehr gestanden zu haben, und auch Hüan-tsang besuchte seinen Hof. Der östliche Teil des Reiches machte sich aber unter Pulakesins Bruder unabhängig, und er selbst und seine Nachfolger führten wiederholt, mit wechselndem Glück, Krieg gegen die Pallavas. Es gelang allerdings den Tschaulukjas, auch in Gudscharāt Fuß zu fassen; um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde aber ihr westlicher Zweig von den Rāschtrakūtas besiegt, die etwas mehr als zwei Jahrhunderte die Macht behielten, bis es den westlichen Tschaulukjas gelang, wieder die Oberhoheit zu gewinnen.

Südlich vom Tschaulukjareich, im heutigen Maisur, saß eine andere Dynastie, die östlichen Gangas, während ein gleichnamiges Herrscherhaus in den Küstengegenden nördlich von den östlichen Tschaulukjas herrschte. Südlich von den Pallavas saßen die Tscholas, die sowohl mit ihnen als mit den noch südlicheren Pāṇḍjas im Kampf lagen. Schließlich aber wurden sie Sieger, und nachdem die östlichen Tschaulukjas in sie aufgegangen waren, wurden sie im 11. Jahrhundert die bedeutendste Macht in Südindien, denen auch die Keralas im äußersten Südwesten untertan wurden.

Man hat die Zeit nach der Entstehung der Guptadynastie als eine indische Renaissance bezeichnet. Richtiger wäre es, von einer Renaissance des Brahmanentums zu sprechen. Die Brahmanen wurden auf allen Gebieten immer mehr die geistigen Führer des Volkes. Ihre Tätigkeit können wir überall beobachten. So wie sie in den ältesten Zeiten das geistige Gut der Arier gesammelt, bearbeitet und in feste, gelehrte Formen gebracht hatten, so wendeten sie jetzt ihre Aufmerksamkeit dem neuen Kulturinhalt zu und drückten ihm ihr Gepräge auf. Er wurde systematisiert und klassifiziert, die ganze

Geistestätigkeit wurde immer mehr gelehrt und auch immer mehr eingeengt. Die arische Kultur zeigte sich wiederum als eine Eroberer-kultur, die wesentlich das Vorrecht der Oberklasse war. Der Buddhismus, der in der früheren Periode eine bedeutende Rolle gespielt hatte, trat allmählich in den Hintergrund, und im 8. und 9. Jahrhundert begegnen uns Denker wie Kumārila und Śankara, die ihn mit allen Waffen der Gelehrsamkeit bekämpften. Der alte vedische Opferkult wurde allerdings nicht vollständig wieder hergestellt. Vischnu und Śiva waren fortan die wichtigsten Götter, und die große Masse verehrte daneben allerlei Lokalgötter und Dämonen. Bei dem Gottesdienst aber und bei den zahllosen Zeremonien im täglichen Leben war die Hilfe der Brahmanen notwendig. Die verschiedenen philosophischen Systeme wurden weiter ausgebaut und die Lehrbücher eifrig kommentiert. Das alte Recht, die Bestimmungen über das Kastenwesen wurden immer fester umschrieben und das Übergewicht der Brahmanen immer größer.

In guter Übereinstimmung damit fand auch das Sanskrit immer mehr Verwendung, sowohl als Verwaltungssprache wie als Literatursprache. Ebenso wurden die arischen Volkssprachen grammatisch bearbeitet, und so wurden sie allmählich gelehrte Sprachen wie das Sanskrit, während sich die wirklichen Volkssprachen von ihnen entfernten. Auch die dravidischen Sprachen Südindiens wurden nach dem Muster des Sanskrit für literarische Zwecke zugestutzt und mit Sanskrit-wörtern durchsetzt, sie wurden gleichfalls nach und nach gelehrte Brahmanensprachen. Neben der Grammatik wurde der Wortschatz systematisch bearbeitet, und es entstanden Wörterbücher wie das des Amara, das vielleicht dem 6. Jahrhundert angehört.

Auch die exakten Wissenschaften wurden eifrig studiert. Die alten medizinischen Lehrbücher wurden fortgesetzt und kommentiert, und neue kamen hinzu, wie das des Vāgbhaṭa, das zumindest bis in das 9. Jahrhundert zurückgeht. Die wissenschaftliche Astronomie wurde von Männern wie Āryabhaṭa und Varāhamihira im 6., Brahmagupta im 7. und später, im 12. Jahrhundert, von Bhāskara gepflegt. Die beiden letzteren sind auch für die Mathematik wichtig. In dieser Wissenschaft, namentlich in der Arithmetik und in der Algebra, haben die Inder Hervorragendes geleistet. Ob sie hierbei Wesentliches von den Griechen übernommen haben, ist allerdings noch nicht festgestellt.

Mit besonderer Vorliebe wandten sich aber die Brahmanen der

schönen Literatur zu. Dabei ist es charakteristisch, daß sie der poetischen Theorie große Aufmerksamkeit widmeten. Der äußere Redeschmuck, die Bildersprache, die verschiedenen Wortkünste und auch die eigentliche Poetik wurden von vielen gelehrten Verfassern wie Bhāmaha, Daṇḍin (7. Jahrhundert?), Vāmana, Udbhaṭa (beide um das Jahr 800), Ānandavardhana (9. Jahrhundert), Rujjaka (12. Jahrhundert) und anderen dargestellt. Auch die Metrik wurde theoretisch behandelt, mit besonderer Vorliebe für künstliche Versmaße. Diesen großen technischen Apparat mußte der Dichter beherrschen, und auch er wurde immer gelehrter. In der ersten Zeit weht aber noch immer der Hauch freier, urwüchsiger Poesie, und der feine Natursinn und das poetische Gemüt der Inder sind auch in der Folgezeit nie von der Gelehrsamkeit ganz erstickt worden. Auch in den gekünsteltsten und gelehrtesten Dichterwerken finden wir Stellen von erhabener Schönheit. Immerhin aber bleiben für uns die ältesten Erzeugnisse der Periode die wertvollsten.

In der indischen Tradition spielt, wie schon oben bemerkt wurde, König Vikramāditja von Udschain eine hervorragende Rolle, und an seinen Hof werden nach allerdings im einzelnen nicht ganz feststehender Überlieferung die berühmtesten Dichter verlegt. Für die Inder ist dieser Vikramāditja der Besieger der Sakas, dessen Ära mit dem Jahre 58 v. Chr. einsetzt. In Wirklichkeit handelt es sich aber wohl um den Guptakönig Tschandragupta II., der Mālvā und Udschain eroberte und dort eine Zeitlang residierte.

Seiner Zeit gehört wohl sicher der berühmteste aller indischen Dichter an, Kālidāsa, der nach der Überlieferung ein Mann aus dem Volke war und in der Tat einen Namen trägt, der nach der orthodoxen Auffassung nur einem Śūdra zukommt. Sein Drama Mālavikāgnimitra scheint auf die Eroberung Mālvās durch Tschandragupta und auf ein von Samudragupta veranstaltetes Pferdeopfer anzuspielen. Auch in seinem Kunstepos Raghuvaṃśa, das die Taten der Rāmadynastie schildert, hat man Anspielungen auf die Guptas finden wollen, und sein zweites Kunstepos, der Kumārasambhava, wurde vielleicht durch die Geburt des Kumāragupta veranlaßt. Die berühmtesten Werke des Kālidāsa sind aber der Wolkenbote, Meghadūta, ein lyrisches Gedicht, das die Sehnsucht eines Jakscha, eines übernatürlichen Wesens aus dem Gefolge des Gottes Kubera, nach seiner Geliebten schildert, für die er der Regenwolke Aufträge gibt, ferner

die beiden Dramen Urvaśī und Śakuntalā. Die Śakuntalā war es, die in der von Jones im Jahre 1789 veröffentlichten Übersetzung die Aufmerksamkeit Europas auf die Schönheit der indischen Dichtung richtete. Beide Dramen gehören zu den schönsten Blüten indischer Dichtung. Sie sind voll von zarter Poesie, zeigen aber klar, wie verschieden das indische Drama von dem europäischen ist. Der Konflikt wird nicht durch den Gegensatz der Charaktere, sondern durch einen Fluch, den sich die Heldin durch ein unschuldiges Versehen zugezogen hat, hervorgerufen. Der Inhalt ist nicht vom Dichter frei erfunden, sondern der alten Sage entnommen und nur für die Zwecke des Dramas zurechtgelegt.

Noch ein zweiter Dramatiker lebte wahrscheinlich am Hofe Tschandraguptas, Viśākhadatta, der Verfasser des Mudrārākschasa, das politische mit der Gründung der Maurjadynastie in Zusammenhang stehende Intrigen zum Vorwurf hat, wahrscheinlich aber nebenbei auf den Guptaherrscher Tschandragupta II. anspielt.

Die späteren Dichter zeichnen sich durch viel größere Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit aus. Auch bei ihnen bewundern wir oft die Feinheit des Gefühls und die Erhabenheit des Ausdrucks. Dabei spielt jedoch die Form und die künstlerische Ausschmückung oft eine verhängnisvolle Rolle. Die Dichtung wurde immer mehr zur Kunstdichtung, und der Inhalt war häufig der alte, der nur in neue, immer mehr gekünstelte Formen gekleidet wurde. Nie aber versagt, trotz aller Künsteleien, die Lyrik und das feine Auge für die Natur. Die Worte sind zuweilen gekünstelt, wir finden auch häufig sogar eine künstliche Wortwahl, die für jeden Satz eine mehrfache Deutung zuläßt. So gibt es Gedichte, deren Text von ihrem Anfang bis zum Ende einen doppelten Sinn gibt, wiederum andere, wie das Bhaṭṭikāvja (6. oder 7. Jahrhundert), verfolgen den Zweck, die Formen der Grammatik einzupauken usw. Immer wieder aber gibt es trotzdem in solchen Kompositionen Stellen von hervorragender Schönheit.

In der eigentlichen Lyrik versuchten sich die Dichter gern, aber selten in größeren Werken. Meistens handelt es sich um Einzelstrophen, deren jede eine Situation ausmalt oder ein Stimmungsbild gibt. Wir haben schon eine Sammlung solcher Verse im Dialekt erwähnt. Unter den Sanskritsammlungen sind die berühmtesten die von Amaru (6. oder 7. Jahrhundert?) und Bhartṛihari (7. Jahrhundert).

Auf dem Gebiet des Epos wurden die Purāṇas meistens in dieser

Periode vollendet. Für viel feiner aber galt das Kunstepos, das Kâvja. Kâlidâsas beide Kunstepen sind auch noch inhaltlich von Interesse. Später aber trat der Inhalt der Form gegenüber in den Hintergrund. Die Kunstgedichte des Bhâravi (6. oder 7. Jahrhundert) und des Mâgha (8. Jahrhundert), die berühmtesten von allen, sind zum Teil so „künstlich", daß wir sie ohne Kommentar überhaupt nicht lesen können. Und trotzdem sind sie voll von wirklicher Poesie.

Auch die Prosa wird künstlich ausgebildet, mit demselben rhetorischen Apparat und mit endlosen Zusammensetzungen. Die Prosa gilt überhaupt als viel schwieriger als die Versform, und als der „Probierstein des Dichters". Berühmte Werke dieser Art sind die Romane „Die Abenteuer der zehn Prinzen" (Daśakumâratscharita) des auch als Rhetoriker bekannten Daṇḍin (7. Jahrhundert?), die Vâsavadattâ des Subandhu (6. oder 7. Jahrhundert) und die Kâdambarî des Bâṇa, des Hofdichters des früher genannten Königs Harscha (606—648), zu dessen Ehren er das bombastische Harschatscharita schrieb.

Auch das Drama wird immer mehr stereotyp. Zwei von den Dramen des Königs Harscha, die Prijadarśikâ und die Ratnâvalî, sind z. B. beide nach derselben Schablone gebaut. Der Minister wünscht, daß der König irgendeine Prinzessin heiraten solle, da gewisse Voraussagungen für diesen Fall Glück versprechen. Sie wird in den Harem gebracht, und sie und der König sehen einander und verlieben sich gegenseitig. Die Königin wird eifersüchtig und sperrt das Mädchen ein. Schließlich aber entpuppt es sich als eine Verwandte der Königin, der Zusammenhang wird aufgeklärt, und die Königin gibt ihre Zustimmung. Derselbe Grundgedanke, der auf Bhâsas Dramen zurückgeführt werden kann, wird in der Folgezeit mehrmals verwendet. Ein drittes Drama des Harscha, der Nâgânanda, hat buddhistische Tendenz. — Neben Kâlidâsa wird kein Dramatiker von den Indern höher geschätzt als Bhavabhûti (8. Jahrhundert). In zwei Dramen, dem Mahâvîratscharita und dem Uttararâmatscharita, behandelt er die Geschichte Râmas und in einem dritten, dem Mâlatîmâdhava, eine Liebesgeschichte mit Hindernissen. Das letztere ist dadurch interessant, daß es das erste bürgerliche Drama ist, in welchem der Vidûschaka nicht auftritt. — Mit Bhavabhûti fängt das eigentliche Râmadrama an. Die Geschichte dieses alten, zum Gott gewordenen Sagenhelden wurde in der Folgezeit immer wieder in

dramatischer Form behandelt, so z. B. von Murâri (8. oder 9. Jahrhundert), Râdschaśekhara (etwa 900), Dschajadeva (Zeit unbestimmt) und anderen. Râdschaśekhara hat auch andere Dramen geschrieben, darunter eins, die Karpûramandscharî, das ausschließlich in Prakrit verfaßt ist. — Die Sagen des Mahâbhârata ihrerseits werden nicht so häufig dramatisch dargestellt. Großer Beliebtheit erfreut sich aber der diesem Sagenkreise entnommene Veṇîsaṃhâra des Bhaṭṭanârâjaṇa (7. Jahrhundert?). Bei vielen von diesen Dramen ist es fast unbegreiflich, daß sie für die eigentliche Bühne bestimmt sein sollen. Andere waren sicher Texte für das Schattentheater. So das Hanumannâṭaka oder Mahânâṭaka, das in zwei Rezensionen vorliegt, und die Geschichte des Râma zum Vorwurf hat.

Viel weniger gekünstelt ist die Fabel- und Märchenliteratur, an der auch in dieser Periode weitergearbeitet wird. Ihr Ruhm drang auch über die Grenzen Indiens hinaus, und eine Reihe solcher Erzählungen wurde auf Veranstaltung des Perserkönigs Chosrau Anuschirvan, dessen Enkel mit Pulakeśin II. Beziehungen pflegte, ins Persische übersetzt und später ins Syrische und andere Sprachen, auch ins Deutsche übertragen. Durch diese Sammlung sind viele indische Erzählungen in die Weltliteratur übergegangen, während andere durch mündliche Überlieferung ihren Weg nach Europa fanden. Den Hauptbestand der persischen Sammlung bildet das Pantschatantra, dessen älteste Fassung in die vorige Periode zurückgeht, das aber wiederholt bearbeitet worden ist, so z. B. in dem Hitopadeśa des Nârâjaṇa. Andere berühmte Sammlungen, die aber erst spät abgeschlossen wurden, sind das Papageienbuch (Śukasaptati), die 25 Vetâlaerzählungen usw. Die Moral ist häufig recht zweifelhaft, List und Verschlagenheit tragen immer den Sieg davon, freilich ist das ja in der entsprechenden Literatur Europas nicht anders.

Durch diese ganze Literaturperiode können wir eine Neigung zur Pflege der äußeren Form beobachten, die häufig auf die Freiheit der Dichtung hemmend wirkt, die aber die Poesie nicht zu ersticken vermag. Daneben aber tritt uns ein Idealismus entgegen, ein tiefer religiöser Sinn, der uns sympathisch anmutet, und die Phantasie der Inder kennt trotz aller Formgebundenheit keine Grenzen.

Einen ähnlichen Eindruck erhalten wir von der bildenden Kunst. Die Architektur hat eine reiche Entwicklung gehabt. Von den Bauten der Guptazeit stehen nur noch Trümmer. Sie zeigen aber, daß

der Stil fest, sicher und harmonisch gewesen sein muß. Später können wir mehrere Stilarten unterscheiden. Im Norden finden wir gewöhnlich Türme mit vier Seiten, die erst gegen oben krummlinig zusammenlaufen und mit einer vasenförmigen runden Scheibe abgeschlossen werden. Im Süden werden die viereckigen Kapellen von gebrochenen Pyramiden gekrönt, und um sie ziehen sich mehrere Tempelhöfe, der eine außerhalb des anderen. Charakteristisch sind hier auch die monumentalen Torwege. Der Tschaulukjastil im Dekhan und in der Bombayer Präsidentschaft hat Ähnlichkeiten mit beiden. Oft finden wir drei Tempel um einen Zentralhof gruppiert, und häufig sind die Ecken hervorstehend, so daß das Ganze sternförmig wird. Auch wurden zahlreiche Tempelgebäude in den Felsen eingehauen, große Gewölbe mit Seitenschiffen oder eckige Hallen mit flacher Decke, bisweilen in mehreren Etagen. Bei Ellora in Haiderabad wurde im 8. Jahrhundert ein ganzer Tempel mit Türmen und Pfeilern aus dem Felsen ausgehauen usw. Schöne Pfeiler in verschiedener Form und reicher architektonischer Schmuck finden sich zu allen Zeiten in immer wachsender Fülle, ohne daß der harmonische Gesamteindruck zerstört wird.

Zahlreiche Skulpturen schmücken viele von diesen Tempeln bisweilen bis zur Überladung, doch auch freistehende Skulpturen begegnen uns häufig. Die Inspiration ist bei ihnen noch ganz indisch, aber die Ausführung ist jetzt anders als früher. Wir finden nicht mehr die ruhigen, etwas steifen Formen der Gandhārakunst, dafür beginnt eine vergeistigte Grazie und Beweglichkeit die Komposition zu beherrschen, und daneben zeigt sich auch wie in der Dichtung eine gewisse Neigung zur Schablone. So können wir oft nur aus den äußeren Attributen ersehen, welcher Gott überhaupt dargestellt ist. In den vielköpfigen und vielgliedrigen Gestalten, die wir in großer Menge vorfinden, bekundet sich aber wiederum die indische Märchenphantasie. — Neben der Bildhauerkunst wird auch die Malerei, die wir namentlich aus den Fresken der Adschantahöhlen kennen lernen, weiter gepflegt. Frei und graziös werden die Linien behandelt, und die Künstler haben es verstanden, ihren Motiven Ausdruck zu verleihen. Diese Gemälde nehmen in der Weltgeschichte der Kunst einen hohen Rang ein, und in Europa müssen wir bis in die Zeit der Renaissance herabgehen, um etwas zu finden, was mit den besten Erzeugnissen der Adschantakünstler verglichen werden kann.

Vierte Periode. Muhammedanische Eroberung.

Während der Jahrhunderte, die seit dem Verfall der indoskythischen Reiche verflossen waren, hatten die Arier ihre Kultur gefestigt und die in der vergangenen Periode empfangenen fremden Einflüsse verarbeitet. Die arische Zivilisation hatte sich über das ganze Land verbreitet, und ihre Träger wurden an den Höfen der verschiedenen Fürsten gern gesehen und reichlich belohnt. Die Kultur blieb aber auch weiterhin eine Kultur der Oberkaste.

Nach der Zurückwerfung der Hunen erfahren wir wenig von fremden Feinden. Im Lande selbst wurden aber fortwährende Kämpfe zwischen den verschiedenen Staaten ausgefochten. Der Krieg kümmerte jedoch die Brahmanen, die sich der Pflege ihrer Kulturarbeit widmeten, nicht; er war ausschließlich Sache der Kriegerkaste, und auch die Masse des Volkes wurde von ihm wenig berührt.

Über die materielle Entwicklung Indiens in dieser Zeit wissen wir so gut wie nichts. Von altersher galt es für ein reiches Land, wo Gut und Geld in Hülle und Fülle gewonnen werden konnten. Das war auch sicherlich der Beweggrund, der die früheren Eroberer veranlaßt hatte, nach Indien zu ziehen. Und das Land übte auch weiterhin auf goldgierige Fremde seine Anziehungskraft aus. Schon im 7. Jahrhundert kommen die Araber über die See nach Indien, und bald finden wir arabische Herrscher im unteren Industal.

Mit den Arabern hielt der Islam seinen Einzug in Indien, und in der Folgezeit wurde er allmählich ein wichtiger Faktor in der Entwicklung des Landes. Der Hauptstrom der Muhammedaner kam aber nicht über die See, sondern über die Pässe des Nordwestens. Die Lehre Muhammeds fand früh ihren Weg nach Afghanistan, und hier entstand im 10. Jahrhundert in Ghaznī zwischen Kabul und Kandahar unter der Herrschaft türkischer Sklaven ein muhammedanisches Reich. Die indischen Nachbargebiete wurden gelegentlich geplündert, und ein Hindukönig entschloß sich, die neuen Nachbarn zu züchtigen, wurde aber selbst gänzlich geschlagen, und unter dem folgenden Ghaznīkönige Mahmūd (998—1030) wurde die muhammedanische Eroberung Indiens mit aller Macht in die Wege geleitet.

Mahmūd selbst war ein eifriger Muslim, seine Seele war aber auch von heißem Goldhunger erfüllt. Aus den reichen hinduischen Tempeln brachte er ungezählte Reichtümer nach Ghaznī, und nebenbei wirkte er mächtig zu Allahs Ehren, die Götterbilder wurden zerschlagen,

weshalb ihn die muhammedanische Welt auch mit dem Ehrentitel „Bilderstürmer" belegte.

Doch erst ein anderer muhammedanischer Herrscher, namens Muhammed, von Ghor zwischen Ghaznī und Herāt (1162—1206), konnte ein dauerndes muslimisches Reich in Indien begründen. Im Jahre 1192 schlug er vor Delhi den Tschahamānakönig Prithivīrādsch, der vom Sieger getötet wurde. Dort wurde ein türkischer Sklave Qutb-ud-dīn als Vizekönig eingesetzt. Qutb-ud-dīn machte sich bald unabhängig, und seitdem löste das eine muhammedanische Herrscherhaus in Delhi das andere ab. In Sind, im Pandschāb, in Kaschmir, den Vereinigten Provinzen und Bengalen entstanden allmählich muhammedanische Reiche, die teilweise die Oberhoheit Delhis anerkannten. Auch in Mālvā und Gudscharāt, in Ahmadnagar, Gulbarga und Bidschapur im Süden, in Haiderabad, Berar und Khandesch finden wir muslimische Herrscher. Ein großer muhammedanischer Staat, der ganz Indien umfaßte, kam aber nicht zustande, ebensowenig vermochten sich die Hindus ihrerseits gegen die neuen Eroberer zusammenzuschließen. Wir hören aber auch nichts von großen neuen Invasionen. Ein stetiger Strom von Muslimen scheint über die Pässe gekommen zu sein. Nur einmal wird von einem größeren Heere berichtet, und zwar war es Ende des Jahres 1398, als Timur über den Indus zog und die Truppen des Delhisultans vollständig schlug. Schon nach weniger als fünf Monaten verließ er aber wieder Indien, nachdem er nach Herzenslust gemordet, geraubt und geplündert hatte. Die früheren Herrscher erholten sich bald und setzten ihre Kleinstaatenpolitik fort, genau wie die hinduischen Könige vor ihnen. Dabei waren jedoch viele von ihnen gute Regenten.

Erst im 16. Jahrhundert wurde es anders. Im Jahre 1526 rückte Babar, ein Barlastürke, der mütterlicherseits von Timur abstammte, und der bis dahin ein abenteuerliches Leben geführt hatte, das er in einer schlichten und anziehenden Selbstbiographie geschildert hat, mit einem Heer bei Pānīpat nördlich von Delhi vor. Die Armeen des Herrschers von Delhi wurden geschlagen, und damit war die Herrschaft der Großmogule gegründet. Bald hatte Babar das ganze Reich des Sultans von Delhi erobert und die abhängigen Hindufürsten besiegt. Sein Sohn und Nachfolger Humājūn (1530—1556) hatte sein Leben lang mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte eine Zeitlang sogar seine Zuflucht nach Persien nehmen. Ein anderer

muhammedanischer Machthaber, Scher Schah, einer der besten Herrscher, die Indien je gehabt hat, regierte sodann 1540—1545 in Delhi und eroberte auch Mālvā. Erst 1555 gelang es Humājūn sein Reich wiederzugewinnen. Sein Sohn Akbar (1556—1605) hatte dagegen mehr Glück und eroberte allmählich das ganze Nordindien, von Kandahar im Westen bis Bengalen in Osten, von Kaschmir im Norden bis Sind im Süden, und er machte auch den Versuch, den Dekhan zu bezwingen. Die Rādschpūten und die anderen hinduischen Herrscher behandelte er entgegenkommend und rücksichtsvoll, und einige von ihnen gehörten zu seinen treuesten Anhängern.

Akbar war aber nicht bloß ein großer Feldherr, auch als Herrscher hatte er hervorragende Eigenschaften. In der Verwaltung suchte er durchgehends an das Althergekommene anzuknüpfen. Seine Ratgeber und Minister waren häufig Hindus, so z. B. Todar Mall, der das Finanz- und Steuerwesen organisierte. Überhaupt wollte Akbar Herrscher über alle Inder und nicht bloß über die Muhammedaner sein. Deshalb schaffte er auch die Kopfsteuer oder dschizja ab, die die nicht-muhammedanischen Untertanen bis dahin entrichten mußten. Die vollste Religionsfreiheit herrschte in seinem Reiche, und der Kaiser selbst war in seinen Anschauungen sehr vorurteilsfrei. Er scheint sogar eine armenische Christin geheiratet zu haben, und an seinem Hofe durften die Vertreter der verschiedensten Religionen frei ihren Standpunkt vertreten. Ja er versuchte zuletzt eine eklektische Religion einzuführen in der Hoffnung, daß diese von allen seinen Untertanen angenommen werden könnte. Er fühlte sich nicht als ein Fremder im Lande, er war ein Inder, und er wollte ein Inder sein.

Akbars Sohn Dschahāngīr (1605—1627) versuchte vergebens die Grenzen seines Reiches nach Süden auszudehnen. Auch sein Sohn Schāh Dschahān (1627—1658) war lange mit Feldzügen im Dekhan beschäftigt. Kandahar ging dem Reiche verloren, und auch in Kabul kam die Herrschaft der Großmogule ins Wanken. Sonst wurde die kluge und versöhnliche Politik Akbars den Hindus gegenüber fortgesetzt. Anders wurde es aber unter dem folgenden Kaiser Aurangzeb (1658—1707). Ihm gelang es, große Teile von Südindien zu bezwingen und sein Reich bis nach Tandschur auszudehnen. Freilich blieb ihm dieser Besitz nie ungestört, immer mußte er gegen neue Feinde ziehen, und bei seinem Tode war es eigentlich mit der Macht der Großmogule zu Ende. Aurangzeb war ein fanatischer Muslim.

Er führte wieder den dschizja ein und entfremdete sich die Hindus auch auf andere Weise. Ihren Mittelpunkt fand die Opposition der Hindus in den Marāṭhen, welche jetzt zu einer Großmacht im Dekhan wurden und namentlich unter ihrem Herrscher Śivādschi (1627—1680) Aurangzeb viele Schwierigkeiten bereiteten. Auch seinen Glaubensgenossen gegenüber war Aurangzeb im höchsten Grade mißtrauisch und argwöhnisch und versuchte alle Fäden der Regierungsmaschine in seiner Hand zu vereinigen. Als er starb, war niemand da, der die Erbschaft übernehmen konnte.

Das große Mogulenreich fing denn auch bald zu zerfallen an. Die verschiedenen Vizekönige und Provinzgouverneure wurden tatsächlich unabhängig, der Nizām im Dekhan und die Nawābe in Audh, Bengalen und dem östlichen Südindien, dem sogenannten Karnatik. In Rādschputāna und der Bombayer Präsidentschaft gewannen die Hindus die Oberhand. Die Marāṭhen waren schon unter Śivādschi eine Nation geworden und hatten das Losungswort „Indien für die Hindus" geschaffen. Ihr Leiter war aber nicht mehr ein Nachkomme des Śivādschi, sondern der brahmanische Minister, der Peschva. Von Gudscharāt bis Orissa dehnten sie ihre Macht aus, und unter ihren Führern finden wir die Ahnherren der heutigen Marāṭhadynastien, den Gaikwar von Baroda, Sindhia in Gwāliar und Holkar in Indor.

Auch von außen her drohte Gefahr. Der Perserkönig Nādir Schāh machte 1738 einen Zug nach Indien, der dem Ansehen der Mogule den Todesstoß versetzte, und seinem Beispiel folgte bald der Afghane Ahmad Schāh, der sich im Pandschāb festsetzte. Ihm gelang es auch im Jahre 1761, die Muhammedaner Nordindiens zum Kampf gegen die Marāṭhen zu sammeln und diese bei Pānīpat zu schlagen. Damit war es mit dem Gesamtbunde der Marāṭhen zu Ende. Die verschiedenen Marāṭhafürsten repräsentierten aber noch immer eine bedeutende Macht, die sich auch im Norden bemerkbar machte. Unter den Muhammedanern aber hörte der Zusammenhalt bald wieder auf. Niemand war da, der das Ganze hätte leiten können, der Großmogul war nur noch dem Scheine nach Herrscher, und über große Teile des Landes herrschte einfach Anarchie. Der Boden war für die neuen Eroberer, die sich jetzt einstellten, vorbereitet. Das Großreich der Muhammedaner hatte aufgehört zu existieren, und heutigen Tages ist es nur noch durch Haiderabad und einige Kleinstaaten vertreten.

Dies ist in großen Zügen die äußere Geschichte der muhammedani-

schen Eroberung Indiens. Wir haben gesehen, daß die Muslime, wie die meisten früheren Eroberer, sich dauernd in Indien niederließen. Die Reiche, die sie hier gründeten, waren indische Staaten und standen nicht im Abhängigkeitsverhältnis zu irgendeiner außerindischen Macht. Diejenigen muhammedanischen Herrscher, welche die tiefsten Spuren in der Geschichte Indiens hinterlassen haben, stellten sich nicht in schroffen Gegensatz zu den Hindus, wozu auch der Umstand beitrug, daß sie zum Teil hinduische Prinzessinnen heirateten. Sie wollten über alle Inder herrschen, und sie sahen ein, daß es in ihrem eigenen Interesse lag, wenn sich auch die Hindus unter ihrer Herrschaft wohl fühlten. Sie waren nicht mehr fremde Eroberer, sie waren Inder geworden. Es gelang denn auch schließlich den Mogulen, ein größeres indisches Reich zu begründen, als ihre Vorgänger es vermocht hatten. Dieser Zusammenschluß der größten Teile des Landes mußte auch ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit wachrufen, das sich an den Namen der Mogule knüpfte. Es ist denn auch kein Zufall, daß der letzte Großmogul und kein indischer Fürst zum Kaiser ausgerufen wurde, als sich die Inder im Jahre 1857 gegen die Engländer erhoben. Wie der Gedanke einer Weltherrschaft von Persien gekommen war, so wurde die Idee eines Großindiens von den Muhammedanern verwirklicht, und schon aus diesem Umstande können wir ersehen, daß die muhammedanische Eroberung für die Entwicklung Indiens große Bedeutung gehabt hat.

Von vornherein hätte man nicht erwarten können, daß das Auftreten der Muhammedaner in Indien zur Vereinigung beitragen sollte. Sie waren ja Fremde und repräsentierten eine von der indischen ganz verschiedene Kultur und eine Religion, die man gewöhnlich nicht als zur Ausgleichung geneigt ansieht. Wir haben aber gesehen, daß die Muhammedaner allmählich aufhörten, Fremde zu sein, und in Indien, dem klassischen Lande der Religionen, konnte es schließlich wenig ausmachen, ob es eine Religion mehr oder weniger gab. Der Islam seinerseits schließt nicht andere Religionen im selben Staate aus, ja die Ökonomie des muhammedanischen Staates rechnet geradezu mit der von Andersgläubigen zu entrichtenden Kopfsteuer. In Indien waren die muslimischen Herrscher auch durchgehends tolerant, und Zwang und Bedrückung bildeten die Ausnahme. Die Muhammedaner selbst haben sich andrerseits, wie wir schon gesehen haben, dem Einfluß der brahmanischen Vorstellungen nicht ganz entziehen

können, wodurch der Gegensatz auch gemildert wurde. Dazu kam, daß der Islam bald unter den Hindus viele Anhänger gewann, namentlich unter den unteren Kasten, denen er mit seiner theoretischen Abweisung des Kastenwesens vielfach als eine Befreiung aus ihrer verachteten Lage erschien. Dadurch wurde der Islam schließlich auch zu einer indischen Religion.

Durch seine mehr demokratischen Tendenzen mußte der Islam auch für die allgemeine Kulturentwicklung Bedeutung gewinnen. Die Macht der Brahmanen konnte nicht ganz dieselbe bleiben, wenn die Mächtigen im Staate nicht mehr von ihnen abhängig waren. Und namentlich mußte die herrschende Stellung des Sanskrit im indischen Geistesleben gebrochen werden. Am Hofe der Großmogule wurde Persisch gesprochen, daneben aber wurden die Volkssprachen in weitem Umfange verwendet, sogar in der Verwaltung häufig gebraucht. Dazu kam, daß der geistige Austausch zwischen Muslimen und Hindus, der nicht ausbleiben konnte, den Gesichtskreis erweiterte und der Kultur breitere Grundlagen schaffte.

Die brahmanischen Kreise setzten ihre geistige Arbeit in der früheren Weise fort, daneben aber vermochten auch volkstümlichere Elemente sich Geltung zu verschaffen, und dadurch, daß die Volkssprachen größere Bedeutung gewannen, kamen sie auch in der Literatur immer mehr zur Verwendung, ja sie konnten die wertvollsten Erzeugnisse dieser Periode hervorbringen. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die Lockerung der starren Systematik der früheren Zeiten und die Aufrüttelung der Gesellschaft, die eine Folge der muhammedanischen Eroberung waren, wesentlich zu diesem Resultate beigetragen haben.

In Südindien hatte man sich lange und eifrig mit indischer Religionsphilosophie beschäftigt, und infolge dieser Studien war auch eine religiöse Literatur in den dravidischen Sprachen ins Leben gerufen. Namentlich die Dschainas hatten dabei einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die berühmtesten Gedichtsammlungen der Tamilsprache, Nāladijār und Kurral, werden ihnen zugeschrieben. Auch sonst finden wir in den dravidischen Sprachen eine reiche Literatur, die nordindischen Vorlagen nachgebildet ist. Daneben aber wurde auch eine ausgedehnte literarische Tätigkeit in der Sanskritsprache entfaltet. Namentlich wurden die südindischen Vertreter der Vedāntaphilosophie von Bedeutung. Unter diesen nimmt Rāmānudscha (12. Jahrhundert) einen hohen Rang ein. In seinen Erläuterungen

zu den Upanischaden war er von der Religion der Bhāgavatas beeinflußt, die einen einzigen höchsten Gott anerkannten, dem man sich in Liebe und Hingebung (bhakti) nahen muß.

Im 15. Jahrhundert wurde nun ein Lehrer dieser Schule, Rāmānanda mit Namen, aus seiner Kaste ausgestoßen, weil er angeblich auf seinen vielen Reisen die verschiedenen brahmanischen Speiseverbote übertreten hatte. Er ging nach Nordindien, fing an in volkstümlicher Mundart zu predigen und nahm Schüler auf ohne Rücksicht auf die Kaste. Unter seinen 12 Hauptschülern finden sich ein Lederarbeiter, ein Barbier und ein muhammedanischer Weber, Kabīr mit Namen. Dieser letztere bekämpfte den Götzendienst in jeder Form und pries den einen Gott, den er Rāma nannte, als einen Geist, den man in Geist und Wahrheit verehren müsse. Die Religion der Sikhs steht unter dem Einflusse Kabīrs, und seine Bedeutung für die religiöse Entwicklung Indiens ist sehr groß gewesen. Noch größeren Einfluß erlangte Tulsī Dās, der unter Akbar lebte und schrieb. Auch er pries Rāma als den einen Gott, voll von Liebe und Mitleid, der auch von den Menschen Liebe und Hingebung verlangt. Tulsīs Rāmājaṇa ist für Millionen von Hindus die höchste Quelle religiöser Erbauung geworden und hat durch seine erhabene reine Moral einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt.

Auch Kṛischṇa wird von vielen als der einzige Gott gepriesen, und auch hier waltet dieselbe inbrünstige Gottesliebe. Daneben finden wir auch eine mystische Sinnesglut, die vielfach an die christlichen Mystiker erinnert. Die Kṛischṇareligion wurde von dem Südinder Vallabhātschārja (1478—1530) in einer Reihe von Sanskritwerken verkündet, und sein Schwiegersohn Tschaitanja brachte diese Religion nach Bengalen, wo aber schon Dschajadeva im 12. Jahrhundert in seinem Gītagovinda einen glühenden Hymnus auf Kṛischṇa und seine Geliebte Rādhā, in deren Liebe sich das Verhältnis der Seele zu Gott widerspiegelt, gedichtet hatte. Viele andere aber dichteten im Dialekt, so der blinde Sänger von Agra, Tulsīs Zeitgenosse Sūr Dās, Bihārī Lāl aus Dschaipur (17. Jahrhundert?), und der Marāthe Tukārām (geboren 1608). Viele von diesen Sängern waren aus den unteren Volksschichten hervorgegangen, und eben deshalb verstanden sie es auch, diesen höhere Gedanken und reinere Ideale zu bringen. Ihre Bedeutung für das indische Geistesleben ist sehr hoch einzuschätzen, vor allem auch deshalb, weil sie breiteren Schichten des Volkes die

Errungenschaften der indischen Geistestätigkeit zugänglich machten. Muhammedanische und auch christliche Ideale mögen bei dieser Entwicklung eine Rolle gespielt haben. Der Geist aber ist ganz indisch geblieben, und der Inhalt ist vornehmlich auf indischer Grundlage aufgebaut worden.

Deutlichere Spuren haben die Muhammedaner in der Baukunst hinterlassen. Die schlanken Minaretts und die gewölbten Dome hielten mit ihnen ihren Einzug in Indien. Wirkliche Bögen und Gewölbe zu bauen haben die Inder erst von den Muhammedanern gelernt. Die herrlichen Moscheen und Mausoleen in Städten wie Agra, Delhi, Lahor, Lakhnau, die Paläste der Großmogule in Agra und Delhi, die Residenzstadt Akbars in Fatehpur Sikri und viele andere muslimische Gebäude erregen noch heute unsere höchste Bewunderung, und wir können auch feststellen, wie diese Baukunst vielfach von den Hindus nachgeahmt wurde. Auch in der Malkunst, die an den mogulischen Höfen eifrig gepflegt wurde, können wir einen fremden, wesentlich persischen Einfluß nachweisen, mit dem sich aber indische Elemente verbinden. Und im großen und ganzen gilt von der muhammedanischen wie von der früheren griechisch-skythischen Eroberung, daß die neuen Kulturelemente, die sie brachte, wesentlich formaler, künstlerischer Art waren. An der Eigenart der indischen Kultur wurde nichts geändert, nur wurde diese durch die sich in allen Verhältnissen einstellende größere Beweglichkeit vertieft und teilweise auch zum Eigentum der großen Volksmasse gemacht. Der äußere Rahmen wurde oft ein anderer, so wenn Hindutempel durch muslimische Architektur ein neues Gepräge erhielten, der Inhalt aber und der Geist blieben indisch, und diesem Geiste paßten sich allmählich auch die fremden Eroberer an.

Fünfte Periode. Die britische Eroberung.

Zur Zeit als das Mogulenreich in Trümmer fiel, hatten auch die Europäer angefangen in Indien Fuß zu fassen. Der indische Handel hatte seit dem Altertum einen recht großen Umfang gehabt, und die italienischen Republiken hatten dabei soviel Geld verdient, daß der Neid der anderen Nationen geweckt wurde. Nach vielen Versuchen wurde schließlich ein neuer Weg nach Indien über die See gefunden, als Vasco da Gama im Jahre 1498 die Malabarküste erreichte. Jetzt beginnt ein ernstlicher Wettstreit der Europäer um den indischen Han-

del. Solange das Mogulenreich noch mächtig war, konnte es sich natürlich nur darum handeln, gewisse Privilegien und einige Stützpunkte für den Handel zu erlangen. Von größeren territorialen Erwerbungen konnte nicht die Rede sein.

Die Portugiesen waren die ersten, die hier auftraten, und das 16. Jahrhundert hindurch monopolisierten sie den indischen Handel, ja sie sind noch heute im Besitze ihrer wichtigsten Stützpunkte aus dieser Zeit. Als aber der Entscheidungskampf um die Herrschaft über Indien bei dem Zusammenbruch des Mogulenreichs einsetzte, hatten die Portugiesen ihre maritime Machtstellung verloren. Die holländischen Hafenstädte waren lange die wichtigsten Stapelplätze für den von Portugal monopolisierten indischen Handel, und seit 1596 fingen die Holländer an, in Indien selbst Geschäfte zu treiben. 1602 wurde sodann die holländisch-indische Handelsgesellschaft gegründet. Die Holländer nahmen den Portugiesen mehrere ihrer Besitzungen weg, richteten aber ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die indischen Inseln, weniger auf das Festland, wo sie nur einige Stützpunkte erwarben. Bei dem Ausbruch des Entscheidungskampfes hatten sie sich durch Kämpfe gegen England und gegen Frankreich so weit geschwächt, daß sie sich dann zurückziehen mußten. Andere Länder, wie Dänemark, Deutschland und Schweden hatten noch weniger Erfolg, und so blieben nur England und Frankreich als Wettbewerber übrig.

Dabei hatten die Engländer schon zeitlich einen Vorsprung. Die englische Gesellschaft für den Handel in Indien war schon 1600 gegründet und hatte im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrere Stützpunkte in Indien erworben: Surat 1608, Madras 1640, Bombay 1661, Kalkutta 1690 usw. Die französisch-indische Gesellschaft wurde erst 1664 gegründet und hatte sich namentlich bei Ponditscheri und Tschandranagar niedergelassen. Beim Untergang des Mogulenreichs war die Stellung der beiden Mächte allerdings fast gleich stark. Trotzdem aber war es natürlich, daß die Engländer den Sieg davontragen mußten. Ihre Gesellschaft war reich, und die Unterstützung aus der Heimat war besser als bei den Franzosen; schließlich war die Überlegenheit zur See ausschlaggebend, wenn es sich darum handelte, so weit entlegene Besitzungen zu behaupten.

Als das mogulische Reich in Trümmer zerfiel, wurden die Europäer durch die Verhältnisse gezwungen, ihre frühere Politik in Indien zu ändern, falls sie an dem indischen Handel festhalten wollten.

überall herrschte Unruhe und Unsicherheit, ja vielfach geradezu Anarchie, und es gab keine Macht, die den Geschäftsleuten genügenden Schutz gewähren konnte. Die Europäer mußten ihr Interesse selbst in die Hand nehmen, und dazu war schließlich eine starke Stellung in Indien selbst notwendig. Deshalb fingen sie auch an, ihren indischen Besitz weiter auszubauen. Sobald aber eine solche Politik eingeschlagen war, mußte selbstverständlich diejenige Macht, welche aus dem Wettstreit siegreich hervorging, im ganzen Lande die leitende werden.

Es gab keine Zentralmacht, die den Widerstand gegen die Fremden hätte leiten können. Der Delhikaiser war nur eine Schattenfigur, und die Nawäbe von Audh und Bengalen waren so gut wie unabhängig. Im Pandschāb waren allmählich die Sikhs die bedeutendste Macht geworden. Hervorgegangen war dieser neue Staat aus einer Sekte, die von Nānak, einem Schüler Kabīrs, gegründet worden war. Als Guru oder Leiter der Sekte ernannte Nānak einen Nachfolger, und diese Sitte, die später immer befolgt wurde, gab ihrer Gemeinschaft große Festigkeit. Unter den Muhammedanern wurden die Sikhs wiederholt verfolgt, konnten sich aber immer behaupten. Im mittleren Indien hatten die Marāṭhen die Führung, während sich in Haiderabad der Nizām so ziemlich unabhängig gemacht hatte. In Maisur herrschte eine Hindudynastie, die aber schon 1760 von einem muhammedanischen Häuptling Haidar Ali beseitigt wurde. Auf der Ostküste, im Karnatik, saß ein muhammedanischer Nawāb, und im äußersten Südwesten lag das hinduische Reich Travankur. Unter allen diesen Machthabern fehlte es an Zusammenhalt, und es war reichlich Gelegenheit, im Trüben zu fischen, von der sowohl die Franzosen wie auch die Engländer in großem Umfange Gebrauch machten.

Nachdem die Franzosen besiegt waren, wurden die Engländer durch ihre Handelsinteressen immer weiter geführt. Mit den Machthabern außerhalb ihrer Besitzungen schlossen sie Verträge, um sich den Handel in ihren Staaten zu sichern. Regelmäßig kam es dann bald zu Reibungen, die zum Krieg und darauf folgender Annexion führten. Der Kreis wurde dann weiter gezogen, und der ganze Vorgang wiederholte sich. Die treibenden Kräfte waren dabei die Beamten der Gesellschaft in Indien, während die Direktoren in London mehr gegen die aggressive Politik waren, die ihren Handelsgewinn schmälern konnte. Gewöhnlich schickten sie denn auch, nach einer

Periode kostspieliger Kämpfe, Gouverneure nach Indien, die sich friedlicheren Aufgaben widmeten. Doch auch die Direktoren gaben ihren Widerstand gegen eine aggressive Politik auf, wenn die Möglichkeit einer fremden Konkurrenz auftauchte. Die Furcht vor Frankreich und später vor Rußland hat somit mächtig dazu beigetragen, das Wachstum des britisch-indischen Reiches zu beschleunigen. Die Stellung der alten Handelsgesellschaft änderte sich allmählich. Im Jahre 1773 war ihre Finanzlage schlecht geworden, und sie mußte den Staat um ein Darlehen angehen. Dieser fing aber jetzt an, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Im Jahre 1784 wurde vom Parlament eine Aufsichtsbehörde geschaffen; 1813 verlor die Gesellschaft ihr Vorrecht auf den indischen Handel, und 1833 hörte sie auf eine Handelsgesellschaft zu sein und sollte sich fortan nur mit der Verwaltung Indiens abgeben, und immer mehr gewann die Auffassung an Boden, daß sie schließlich ihre Rechte dem britischen Staate übertragen müsse. Nach dem großen Aufstande im Jahre 1857 geschah denn auch dies, indem die Gesellschaft eine Entschädigung erhielt. Königin Viktoria übernahm am 1. November 1858 die Regierung Indiens und nahm am 1. Januar 1877 den Titel Kaisar-i-Hind an, den die britischen Souveräne seitdem führen.

Der eigentliche Begründer der englischen Herrschaft in Indien war Robert Clive (1725—1774), der als Schreiber der Gesellschaft nach Indien gekommen war. Der Nawāb von Bengalen hatte die Engländer, die ohne seine Erlaubnis Kalkutta befestigten, angegriffen. Clive aber schlug ihn bei Plassey am 23. Juni 1757, wonach die Engländer die tatsächlichen Herrscher über ein ausgedehntes Gebiet um Kalkutta wurden. Auch der Einfluß der Franzosen wurde geschwächt. Nach neuen Streitigkeiten mit dem Nawāb von Bengalen wurden die Engländer, nach der Schlacht bei Baxar am 23. Oktober 1764, die Herren über das ganze untere Gangestal, und 1765 erhielten sie auch die nördlichen Sarkars, das Küstenland nördlich von der Kistna. Im Jahre 1772 wurde Warren Hastings der erste englische Generalgouverneur in Indien. Er widmete der Verwaltung größere Aufmerksamkeit, wurde aber bald in die Kämpfe unter den verschiedenen südindischen Machthabern hineingezogen. Unter Lord Wellesley (1798—1805) wurde sodann Haiderabad durch Verträge näher an das britisch-indische Reich geknüpft, und mit der Hilfe des Nizāms wurde Tipu, der Nachfolger Haidar Alis in Maisur, besiegt und sein

Reich unter die Sieger geteilt. Im Norden wurde Audh zu einem englischen Schutzstaat, und auch gegen die Marāthen wurden Fortschritte gemacht. Weiter gelang es, mit Randschit Singh, dem Herrscher der Sikhs im Pandschāb, ein Bündnis abzuschließen. Unter Marquis Hastings (1814—1823) wurden endlich die Marāthen besiegt und die Rādschpūtfürsten zu britischen Vasallen gemacht. Von jetzt an galt es überhaupt als Grundsatz der britischen Politik in Indien, daß neben den Engländern kein unabhängiger Herrscher geduldet werden durfte. Bis dahin hatte man die Oberherrschaft der Großmogule zum Teil noch dem Namen nach anerkannt. Die Administrationszeit William Bentincks (1828—1835) wurde wiederum wesentlich dem Ausbau des Verwaltungswesens gewidmet. Die Räuberbanden der Thag wurden ausgerottet, und für die innere Sicherheit wurde gesorgt. Die Inder wurden fortan in größerem Umfang für die Verwaltung des Landes herangezogen, und die Grundlage der späteren Schulpolitik wurde gelegt. Um diese Zeit fingen die Fortschritte der Russen in Asien an, die britisch-indischen Staatsmänner zu beunruhigen. Das Resultat war eine Reihe von Kriegszügen in Afghanistan zwischen 1839 und 1842, die aber keine nennenswerten Vorteile brachten. Dagegen gelang es 1843, Sind zu annektieren. Schließlich kam es zum Krieg gegen die Sikhs, deren Land als die Provinz Pandschāb im Jahre 1849 dem britisch-indischen Reich einverleibt wurde. Unter Lord Dalhousie (1848—1856) wurde wiederum der Verwaltung größere Aufmerksamkeit zugewendet, und immer mehr trat die Tendenz hervor, die britische Herrschaft, die nach der Ansicht des Generalgouverneurs auch im Interesse der Inder einer einheimischen vorzuziehen war, über möglichst große Teile des Landes auszudehnen. Die Briten forderten für sich das Recht, die Thronfolge in solchen indischen Staaten, wo kein leiblicher Thronerbe vorhanden war, zu bestimmen und über das Schicksal solcher Staaten, wo andauernde Mißwirtschaft herrschte, zu entscheiden. Ein paar kleinere Marāthastaaten, Tandschur und das sogenannte Karnatik, die südliche Ostküste, wurden bei Ableben der Herrscher dem britischen Indien einfach einverleibt, und Audh, wo der Nawāb seine Herrscherpflichten vernachlässigt hatte, wurde annektiert.

Diese willkürliche Politik hatte aber vielfach böses Blut gemacht. Dazu kam, daß man in Indien befürchtete, die Engländer beabsichtigten, die indischen Religionen zu beseitigen und das Christentum ein-

zuführen. Eine nervöse Stimmung machte sich überall bemerkbar, und als schließlich bei der Herstellung von Geschossen für die Armee nicht die nötige Vorsicht angewandt worden war, insofern als Stoffe, welche die Inder für unrein hielten, beim Einschmieren gebraucht wurden, brach am 10. Mai 1857 eine Militärrevolte aus. Der Großmogul wurde zum Kaiser ausgerufen, und die Sache wurde für die Engländer immer bedenklicher. Schließlich aber gelang es ihnen, die Oberhand zu gewinnen.

Nach diesen Ereignissen übernahm die britische Krone die Verwaltung Indiens. Das britisch-indische Reich hat sich seitdem langsam erweitert, die Entwicklung der Hilfsquellen des Landes ist aber immer mehr die Hauptaufgabe der Regierung geworden. Die wichtigste Neuerwerbung während dieser Zeit ist Birma, das 1886 nach einem Kriege annektiert wurde. 1878—1880 wurde ein Krieg mit Afghanistan geführt, und 1885 hatte es eine Zeitlang den Anschein, als ob es zum Krieg mit Rußland kommen würde. Auch sonst ist die Nordwestgrenze vielfach unruhig gewesen, und im Jahre 1901 wurden unter Lord Curzon (1899—1905) die Distrikte westlich vom Indus vom Pandschāb abgetrennt und als eine eigene Provinz mit einem Offizier als höchsten Beamten eingerichtet. 1904 führte die Furcht vor einem russischen Angriff zu einer Expedition nach Tibet, und auch sonst haben sich die Briten bemüht, ihren Einfluß in den Grenzgebieten zu befestigen. Lord Curzon gehört zu den energischsten Vizekönigen in Indien. Der stark persönliche Charakter seiner Regierung rief vielfach entschiedene Opposition hervor, namentlich dann, als er im Jahre 1905 eine Teilung der Provinz Bengalen unternahm, was die Bengalen und auch die Hindus im allgemeinen in große Erregung versetzte, weshalb die Teilung auch später rückgängig gemacht wurde. Die Zeit Lord Mintos (1905—1910) brachte eine stark verbreitete Gärung in Indien mit sich, wobei namentlich die revolutionäre Partei, die eine gewaltsame Auflösung der Verbindung mit England erstrebte, in den Vordergrund trat. Eine Reihe von Attentaten und von Dakaitis, d. h. politischen Räubereien, sind seitdem in Indien vorgekommen, und die Bewegung für die Befreiung Indiens von der unmittelbaren Beherrschung durch England, mit oder ohne Beibehaltung der politischen Verbindung, hat seitdem stark zugenommen. Im Jahre 1907 wurde ein Vertrag mit Rußland über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Persien abgeschlossen. Die wichtigste Maßnahme unter

Lord Minto war aber die Einrichtung des gesetzgebenden Rates im Jahre 1909, der den Indern Gelegenheit geben sollte, sich über die wichtigeren Regierungsmaßnahmen auszusprechen, ohne daß ihnen damit ein maßgebender Einfluß eingeräumt wurde. Sonst wurde seine Amtszeit durch eine stärkere Einmischung des englischen Ministers für Indien, Lord Morley, in die Angelegenheiten der Regierung gekennzeichnet.

Unter Lord Hardinge (1910—1916) wurde die indische Regierung wieder selbständiger, und der neue Vizekönig machte sich wiederholt durch seine Stellungnahme für Indiens Interessen bemerkbar, wenn diese mit den britischen kollidierten. Das wichtigste Ereignis war aber die Anwendung von indischen Truppen im Europäischen Kriege, was in Indien vielfach so aufgefaßt wurde, daß Indiens Beihilfe die Sache Englands in einer kritischen Zeit gerettet hätte. Das Selbstgefühl der Inder ist dadurch augenscheinlich stark gewachsen, und ihrer Forderung nach größerer Selbständigkeit wird damit Nachdruck verliehen.

Das britisch-indische Reich ist die größte Staatsbildung, die Indien je gesehen hat, und die Ordnung des Staatskörpers ist viel fester geworden als unter den früheren Herrschern Indiens. In einem wichtigen Punkte unterscheidet sich die britische Eroberung von allen vorhergehenden. Durch sie ist Indien zum erstenmal dauernd in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einem fremden Lande und einer fremden Kultur gekommen, und die neuen Herrscher haben sich nicht, wie die früheren Eroberer, von dem indischen Vorstellungskreis beeinflussen lassen. Diese Tatsache muß man vor Augen behalten, wenn man die Bedeutung der englischen Eroberung für Indien und das indische Volk richtig einschätzen will. Für die alte Handelsgesellschaft kam es natürlich in erster Linie darauf an, den Besitz Indiens möglichst einträglich zu gestalten. Dies ist die traditionelle englische Politik in Indien, und sie hat in Wirklichkeit noch heute volle Gültigkeit. Niemand könnte auch die Forderung aufstellen, daß England um Indiens willen sein indisches Reich verwalten sollte, falls es selbst nicht davon Vorteil hätte. Um ein solches Ziel zu erreichen, mußten die Engländer zunächst Indien gegen jede Bedrohung von auswärts schützen. Das ist denn auch durch die Organisation der indischen Armee geschehen, wobei auch dafür gesorgt ist, daß diese Armee nicht gegen England gebraucht werden kann. Es fehlt ihr an einheimischen höhe-

ren Offizieren und an Artillerie, und andrerseits ist immer ein starkes europäisches Heer im Lande vorhanden. Durch das Waffenverbot ist weiter dafür gesorgt worden, daß die Gefahr einer Volkserhebung gegen die Engländer nicht vorliegt. Weiter mußte der Landfrieden gesichert werden, und durch ein geordnetes Rechtswesen und eine gute und durchgreifende Verwaltung sind die Bedingungen geschaffen worden, ohne welche ein blühendes Erwerbsleben nicht möglich sein würde.

Für die Entwicklung eines solchen und namentlich für die Förderung des Handels war es ferner notwendig, gute Landstraßen zu bauen, Eisenbahnen anzulegen, das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen zu ordnen usw. Das ist auch geschehen in großem Umfange durch Heranziehung britischen Kapitals, dessen Verzinsung dann von Indien gedeckt wird. Auch direkte Maßnahmen zur weiteren Förderung des Erwerbslebens mußten getroffen werden. Denn nur wenn Indien möglichst reich ist, kann sein Besitz für England von Wert sein. Hierher gehören die großartigen Bewässerungsanlagen, die Organisation des Forstwesens, die Ordnung des Münz- und Bankwesens und die Entwicklung der Industrie. Das in solchen Unternehmungen angelegte Kapital hat auch durchgehends seinen Eigentümern gute Zinsen eingebracht.

Alle diese Maßnahmen sind für England sehr nützlich gewesen. Aber auch Indien und die Inder haben davon einen unermeßlichen Vorteil gehabt. Die Interessen der Herrscher und der Beherrschten müssen ja zum großen Teil zusammenfallen. Indien war früher ein rückständiges Land, jetzt ist es auf vielen Gebieten imstande, mit fremden Ländern unter günstigen Bedingungen zu konkurrieren. Die britische Herrschaft hat überhaupt Indien materiell in den Stand gesetzt, ein selbständiges Dasein zu führen, denn ohne eine feste materielle Grundlage würde das unmöglich sein. Und die Engländer haben gezeigt, daß das Land, trotz seiner gewaltigen Ausdehnung, ohne Reibungen und Störungen sicher und gut verwaltet werden kann. Nicht ohne Grund hat Bismarck gesagt: „Wenn England all' seine Geistesheroen aus der Vergangenheit verlöre, das, was es für Indien getan, würde seinen Namen für ewig unsterblich machen."

Indien ist aber trotzdem nicht von den Engländern dafür vorbereitet worden, auf eigenen Füßen zu stehen, weil dies vom englischen Standpunkte aus nicht erwünscht ist. Dazu wäre es notwendig, eine

selbständige indische Armee zu schaffen und die Inder zu selbständiger Verwaltung ihres Landes auszubilden durch ausgedehnte Verwendung von Indern in den höchsten Regierungsstellen. Das ist aber nicht geschehen. Notwendig wäre es auch gewesen, die indische Kultur, die doch schließlich das geistige Bindeglied unter allen Indern bilden müßte, stark und selbständig zu machen. Gerade in dieser letzten Beziehung hat aber die englische Herrschaft am wenigsten gute Resultate aufzuweisen. Zwei Möglichkeiten würden in dieser Beziehung denkbar sein. Entweder könnte man den Versuch machen, die alte indische Kultur durch eine europäische zu ersetzen, oder man könnte sich die Aufgabe stellen, die alte Zivilisation neu zu beleben, sie zu entwickeln und durch moderne Kulturelemente zu bereichern. In den ersten Zeiten der englischen Herrschaft hatte diese letztere Richtung viele Vertreter.

Unter Warren Hastings wurde das alte hinduische Recht zum Teil kodifiziert, und für die muhammedanischen Wissenschaften wurde 1781 eine Hochschule oder Madrassah in Kalkutta begründet, während eine entsprechende Sanskritschule in Benares ins Leben gerufen wurde. Engländer wie Charles Wilkins, William Jones, Thomas Colebrooke und andere gingen bei den indischen Gelehrten in die Schule und öffneten die Augen Europas für den ungeahnten Reichtum der alten indischen Kultur. Die Inder selbst wurden durch diese Bestrebungen zur Mitarbeit herangezogen. So entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis und eine gegenseitige Sympathie, ein Austausch von Gedanken und Kulturideen, die für beide Parteien förderlich wurde. In Europa erregte die indische Kultur großes Aufsehen und übte auf das Denken einen nicht geringen Einfluß aus, und die Inder selbst erweiterten und vertieften ihr altes Wissen durch europäische Ideen, ja viele von ihnen erhofften aus dieser gemeinschaftlichen Tätigkeit eine neue Blüte der indischen Kultur.

Von Bedeutung für die Geistesentwicklung Indiens wurde auch die Ausbildung der beiden Hauptformen der Hindīsprache zu allgemeinen Prosasprachen für Nordindien, obgleich dies Ergebnis von den Engländern nicht vorausgesehen war. Die blühende indische Presse, die sich heutzutage so häufig gegen die Engländer selbst richtet, ist den Bemühungen jener Engländer, die Textbücher brauchten, um die Sprache zu erlernen, zu Dank verpflichtet.

Es dauerte aber nicht lange, bis die Modernisten, welche das Heil

Indiens in einem möglichst engen Anschluß an Europas Kultur sahen, die Oberhand gewannen. Und das war wiederum eine Folge der Politik der alten Handelsgesellschaft. Es handelte sich darum, die Inder für den Staatsdienst auszubilden, und dieser Gesichtspunkt mußte bei der Ordnung des höheren Schulwesens schwer ins Gewicht fallen. Die Inder mußten befähigt werden, mit den Engländern in der Verwaltung zusammen zu arbeiten, und es war dann natürlich, daß sie in europäischen Methoden unterrichtet wurden. Das von Lord Bentinck zur Erörterung der Schulfrage eingesetzte Komitee kam auch zu dem Resultate, daß eine europäische Ausbildung an und für sich einer orientalischen vorzuziehen sei. Eine einzige Bücherreihe einer europäischen Bibliothek, meinte Lord Macaulay, sei mehr wert als die gesamte Literatur Indiens und Arabiens. So wurde denn auch die englische Schule das Vorbild, wonach das höhere indische Schulwesen aufgebaut wurde. Wir haben gesehen, daß das Ergebnis für die Inder nicht allzu günstig ist. Was die Inder in den höheren Schulen lernen, kann sie geistig nicht befriedigen. Die neue Kultur, die ihnen beigebracht wird, ist eine äußerliche. Es fehlt die geistige Grundlage, es fehlt die Harmonie zwischen dem Erlernten und den überkommenen Vorstellungen, ohne die ein befriedigendes Resultat unmöglich wird. Und andrerseits, die alte Kultur, die noch der Stolz der Inder ist, hat kaum nennenswerte neue Blüten gezeitigt, da es an Anregung und an Ermunterung seitens der Herrschenden fehlt. Für die Geisteskultur Indiens ist die englische Herrschaft nicht so förderlich geworden, wie die Engländer es selbst im Anfang hofften.

Und dennoch hat die Tätigkeit der Engländer auch hier zu Resultaten geführt, welche für die weitere Entwicklung Indiens von unschätzbarem Werte sein werden. Die Inder lernen europäische Ideale kennen, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Rechte der Individuen und der Nationen. Die Tatsache, daß ihr eigenes Land von einem fremden Volke beherrscht wird, daß seine Hilfsquellen nicht ausschließlich, und bisweilen nicht einmal vorwiegend, in Indiens Interesse entwickelt werden, daß sie, trotzdem ihnen durch die Proklamation der Königin Viktoria vom Jahre 1858 Gleichstellung mit anderen britischen Untertanen zugesichert worden ist, im eigenen Lande nicht dieselben Rechte haben wie die Engländer, und daß sie von ihnen vielfach als minderwertig behandelt werden, gibt zu denken, um so mehr als ihnen immer wieder verkündet wird, daß England in der Welt

für die Rechte der bedrückten Nationen eintrete. Sie kommen notwendigerweise zu dem Resultat, daß die Theorie von der Praxis durch eine breite Kluft geschieden ist, daß jedenfalls ihnen selbst gegenüber die schönen Leitsätze nicht verwirklicht werden. Daraus ergibt sich eine wachsende Reaktion gegen das Europäertum, und in dieser Reaktion finden sich allmählich die verschiedenen Elemente des indischen Volkes. Den Europäern gegenüber fühlen sie sich als eine Einheit.

Die Folge dieser ganzen Entwicklung ist, daß immer mehr Inder zu der Ansicht gelangen, daß das Verhältnis zu England geändert werden muß. Die einen sind der Ansicht, daß es notwendig ist, die Verbindung ganz aufzulösen, weil nur ein ganz selbständiges Indien seine Hilfsmittel vollständig ausnutzen und seine Kulturaufgabe in der Welt lösen kann. Andere glauben, daß alles dies innerhalb des britischen Weltreichs möglich ist, und daß es nur darauf ankommt, eine Stellung zu erlangen, wie sie die sich selbst verwaltenden britischen Kolonien einnehmen. Sie weisen darauf hin, daß die Beibehaltung einer loseren Verbindung mit England für Indien große Vorzüge mit sich bringt, größere Sicherheit vor äußeren Feinden und größere Entwicklungsmöglichkeiten für das Wirtschaftsleben. Die erstere Richtung hat vielfach zu einer rein revolutionären Propaganda geführt, bei der auch die indische Kolonie in San Francisco, die während des Krieges den Versuch machte, eine Aufruhrbewegung in Indien hervorzurufen, eine Rolle spielt.

Ein Zentrum der gemäßigteren Nationalisten ist lange der indische Nationalkongreß gewesen, der seit 1885 alljährlich tagt und wo hervorragende Inder zusammenkommen, um alle Fragen, die Indiens Wohl und Weh betreffen, zu erörtern. Der Kongreß hat Selbstverwaltung für Indien als sein Programm aufgestellt, und in letzter Zeit ist namentlich die Forderung auf vollständige fiskalische Unabhängigkeit stark in den Vordergrund getreten. Im Jahre 1907 kam es zu einem Bruche zwischen den Gemäßigten und den Radikalen im Kongreß. Die letzteren, welche eine mehr englandfeindliche Richtung vertraten, schieden aus, und die Gemäßigten beherrschten 10 Jahre lang den Kongreß. Bei der Tagung des Jahres 1916—1917 aber erschienen die Radikalen, mit dem Nationalisten Tilak an der Spitze, wiederum im Kongreß, und es zeigte sich, daß sie in der Mehrzahl waren. Kurz vorher hatten 19 indische Mitglieder des gesetzgebenden Rates des

Vizekönigs weitgehende Forderungen nach Selbstverwaltung aufgestellt, und diesen schloß sich der Kongreß an. In verschiedenen Provinzialversammlungen wurden dieselben Forderungen erhoben, und mit steigender Stärke wurde hervorgehoben, daß die Reformen nicht aufgeschoben werden dürfen.

Die Muhammedaner hielten sich lange von dieser Bewegung fern und nahmen wenig Anteil an der politischen Diskussion. Im Jahre 1906 wurde aber eine muslimische Liga gegründet, deren Programm Selbstverwaltung für Indien unter der britischen Krone war. Bei ihrer Tagung im Winter 1916—1917 schloß sich die Liga dem Programm der Hindus an, und die beiden Versammlungen kamen zu einer Verständigung miteinander über ihre Beziehungen in dem künftigen Indien und über ihre Vertretung in der indischen Nationalversammlung der Zukunft. Die englische Herrschaft führt somit nach und nach dazu, die Inder zu einer Nation zu machen, wie sie die materielle Grundlage für ein selbständiges Indien geschaffen hat.

Über die Zukunft Indiens ist es schwer, etwas vorauszusagen. In der Vergangenheit sind seine Schicksale vielfach von fremden Eroberern bestimmt worden. Solche waren es, welche die indische Kultur schufen und, indem sie selbst Inder wurden, diese zum Eigentum des ganzen Volkes machten. Andere haben diese Kultur vertieft und bereichert, sind aber schließlich selbst Inder geworden und haben sich der gemeinschaftlichen Geistestätigkeit gewidmet. Die Engländer endlich haben die materielle Entwicklung gefördert und, gerade weil sie nicht Inder wurden, bei den Indern das Bewußtsein erweckt, daß sie ihnen gegenüber eine Einheit bilden: eine wirkliche Nation ist im Entstehen. Damit diese sich frei entwickeln und namentlich damit sie ihre Kultur zu neuer Blüte bringen kann, muß sie früher oder später Herr im eigenen Lande werden. Es ist dabei weniger von Bedeutung, ob dies innerhalb oder außerhalb des Rahmens des britischen Weltreichs geschieht. Sollte Indien die Stellung einer sich selbst verwaltenden britischen Kolonie erlangen, würde sicherlich auch die Forderung auftauchen, daß Indien dasselbe Recht haben müsse, in der Politik des Weltreiches mitzureden wie die anderen freien Kolonien, und es fragt sich, ob dies vom britischen Standpunkte aus möglich ist. Auf alle Fälle kann die bisherige Lage nicht bestehen bleiben. Indien will nicht mehr von Fremden beherrscht werden. Es will seinen Platz in der Kulturgemeinschaft der Welt einnehmen. Vom Standpunkte

der menschlichen Kultur wäre dies mit Freude zu begrüßen. Nicht nur, weil es ein Verlust für die Menschheit ist, wenn eine alte Kultur vertrocknet und ihre Leistungsfähigkeit einbüßt, sondern auch, weil der indische Geist, der in der Vergangenheit so Hervorragendes geleistet hat, noch immer imstande ist, uns Kulturwerte zuzuführen, die auch wir nötig haben. Das beweist die lebenskräftige indische Kunst der neuesten Zeit, das zeigen die indischen Denker, die auch in unseren Tagen einen gewissen Einfluß auf das Geistesleben des Westens ausüben, das verkündet uns die erhabene und tiefe Dichtung eines Rabindranath Thakur.

Literatur.

Ein reichhaltiges Material über das heutige Indien und eine Übersicht über Geschichte und Kultur findet sich in der neuesten Ausgabe des Imperial Gazetteer of India, Oxford 1907—1909, namentlich in den ersten vier Bänden. Ausführliche Handbücher, oder Gazetteers für die Einzelprovinzen werden allmählich veröffentlicht. Wichtig sind auch die Berichte über die Volkszählungen (Census of India), die alle 10 Jahre erscheinen. — Über das indische Volk handeln W. Crooke, Natives of Northern India, London 1907; H. H. Risley, The People of India, Kalkutta 1908. Eine Übersicht liefert Athelstane Baines in Bd. II, H. 5 des Grundrisses der Indo-Arischen Philologie und Altertumskunde (GIAPA); Ethnography. Dem Heft ist eine gute Bibliographie von W. Siegling beigegeben. Speziell über die Kasten findet man wertvolle Zusammenstellungen bei D. C. Ibbetson, The races, castes and tribes of the people of the Panjab, in: Report of the Census of the Panjab 1881, Lahore 1883, und in J. C. Nesfield, Brief view of the caste system of the North-Western Provinces and Oudh, Allahabad 1885; E. Senart, Les castes dans l'Inde, les faits et le système. Paris 1886. Vergleiche dazu den wichtigen Aufsatz von H. Oldenberg, Zur Geschichte des indischen Kastenwesens, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 51, S. 267ff. — Das von G. A. Grierson herausgegebene, von ihm und Sten Konow verfaßte Linguistic Survey of India, Kalkutta, bietet kurze grammatische Skizzen und Sprachproben aus den verschiedenen indischen Sprachen.

Über die Religionen Indiens vergleiche man A. Barth, Les religions de l'Inde, Paris 1879, übersetzt von J. Wood: The religions of India, London 1882; E. W. Hopkins, The religions of India, Boston 1895; Edmund Hardy, Indische Religionsgeschichte, Leipzig 1898 (Sammlung Göschen). Wichtige Beiträge finden sich auch in dem englischen Sammelwerke Encyclopaedia of Religion and Ethics. Für die älteste vedische Religion vergleiche man H. Oldenberg, Die Religion des Veda, Berlin 1894, neue Ausgabe 1917; Edmund Hardy, Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens, Münster i. W. 1893, und für die Mythologie A. Hillebrandt, Vedische Mythologie, Breslau 1891—1902; Kleine Ausgabe, Breslau 1910. Den Übergang zu der späteren Periode behandelt H. Oldenberg, Die Philosophie der Upanishaden und die Anfänge des Buddhismus, Göttingen 1915. Vgl. andrerseits H. Jacobi, Der Ursprung des Buddhismus aus dem Sānkhya-Yoga, Göttinger Nachrichten 1896. Dem Buddhismus ist ein eigener Band dieser Sammlung aus der Feder R. Pischels gewidmet, wo weitere Literaturnachweise gegeben werden. Die Dschainalehre schildert A. Warren, Jainism in Western Garb, Madras 1912. Die Religion der Sikhs behandeln E. Trumpp,

Die Religion der Sikhs, Leipzig 1881; M. A. Macauliffe, The Sikh religion, its gurus, sacred writings and authors, Oxford 1909. Für den Hinduismus vergleiche man Monier Williams, Brahmanism and Hinduism, 4. Ausgabe, London 1891; W. Crooke, The popular religion and folklore of Northern India, Westminster 1896; A. C. Lyall, Asiatic Studies, religious and social, 2. edition, London 1907. Vgl. dazu auch Garbe, Indien und das Christentum, Tübingen 1914; Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Tübingen 1905.

Die mit der Religion so eng verknüpfte Philosophie behandeln P. Deussen, Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religion, Bd. I, 1—3, Leipzig 1906—1908; Luigi Suali, Introduzione allo studio della Filosofia Indiana, Pavia 1913, und mehrere Monographien über die einzelnen philosophischen Systeme.

Hauptwerke über das Verwaltungswesen sind John Strachey, India, its administration and progress, London, 4. Ausgabe 1911; C. Ilbert, The Government of India. Oxford, 2. Ausgabe 1907. Vgl. auch B. H. Baden-Powell, The Indian village community. London 1896, und The origin and growth of village communities in India. London 1908.

Für die älteste Geschichte ist das Hauptwerk noch immer Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, Leipzig 1858—1874. Vgl. auch Vincent Smith, Early History of India, Oxford, 3. Ausgabe 1914; T. W. Rhys Davids, Buddhist India, London 1903. Für die Kulturgeschichte wichtig sind H. Zimmer, Altindisches Leben. Die Kultur der vedischen Arier, dargestellt nach den Samhitas, Berlin 1879; R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit, Kiel 1897.

Die indische Literatur behandeln Max Müller, A History of Ancient Sanskrit Literature, London, 2. Ausgabe 1860; A. Weber, Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, Berlin, 2. Ausgabe 1876; L. v. Schroeder, Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung, Leipzig 1877; M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, Leipzig 1905ff. Eine kurze Übersicht gibt R. Pischel in Die orientalischen Literaturen, Berlin-Leipzig 1906.

Für die Fachwissenschaften vergleiche man die Behandlung in dem GIAPA, Astronomie, Astrologie und Mathematik, von G. Thibaut; Medizin, von J. Jolly. In demselben Sammelwerk finden sich auch Bearbeitungen der Religionen, der philosophischen Systeme, der alten Rechtsbücher, der Sprachwissenschaft usw. — Die Architektur behandelt J. Fergusson, History of Indian and Eastern Architecture. Revised and edited by James Burgess and R. Phené Spiers, London 1910. Wichtige Beiträge finden sich auch in den Veröffentlichungen des Archaeological Survey of India. — Über die Kunst handeln A. Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1900; A. Foucher, L'art grécobouddhique du Gandhâra, I., Paris 1905; E. B. Havell, Indian Sculpture and Painting, London 1908; Vincent Smith, A history of fine art in India and Ceylon, Oxford 1911. — Für die Geschichte des muhammedanischen Indiens ist das Hauptwerk H. M. Elliott, The history of

India told by its own historians. The Muhammadan period. Ed. by John Dawson, I—VIII, London 1867—1877. Vgl. auch M. Elphinstone, The history of India. The Hindu and Mahometan Periods, London 6. Ausgabe 1874; Stanley Lane-Poole Mediaeval India under Mohammedan Rule, London 1914. Die namentlich während dieser Periode blühende Dialektdichtung behandelt G. A. Grierson, The modern vernacular literature of Hindustan Kalkutta 1889. — Über die Geschichte des britischen Indiens vergleiche man James Mill, The history of British India, London 1840; M. Elphinstone, The rise of the British power in the East, London 1887; A. Lyall, The rise and expansion of the British dominion in India, London, 5. Ausgabe 1911; Sten Konow, Indien unter der englischen Herrschaft, Tübingen 1915. Über die indische Nationalistenbewegung ist das Hauptwerk Valentine Chirol, Indian Unrest, London 1910, wo jedoch alles vom britischen Standpunkte aus betrachtet wird.

ANuG 614: Konow, Indien.

Der Orient

Eine Länderkunde von Ewald Banse. 3 Bde. Mit zahlr. Abbild., Kartenskizzen, Diagrammen u. 1 Tafel. Geh. je M. 1.20, geb. je M. 1.50, in 1 Bd. geb. M. 4.50

„Banse bewährt seine bekannte Meisterschaft eindrucksvoller, flüssiger, inhaltsreicher Schilderung.... Es ist geradezu ein Vergnügen, an seiner Hand die Geschichte der einzelnen Orientlandschaften aus ihren geographischen Eigentümlichkeiten zu erschließen und aus dem historischen Verlauf wieder die ethnographische Verfassung der einzelnen Gebiete verstehen zu lernen..." **(Österreichische Monatsschrift f. den Orient.)**

„Verf., ein genauer Kenner und begeisterter Freund des Orients, entwirft in dem vorliegenden reich ausgestatteten Bändchen eine geistvoll aufgefaßte und durchgeführte, trotz gedrängter Kürze lebensvoll geschriebene Schilderung der mohammedanischen Welt." **(Kölnische Zeitung.)**

Die Türkei

Von Reg.-Rat P. R. Krause. Mit 2 Karten im Text. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.50

Der Verf., der 23 Jahre in der Türkei u. von diesen 6 Jahre in türkischen Staatsdiensten zugebracht hat, darf, zumal er als Ingenieur das Land nach allen Richtungen durchquerte, wohl als einer der besten Kenner von Land u. Leuten angesprochen werden. Er ist daher in der Lage, auf Grund seiner aus eigener Anschauung gewonnenen Kenntnisse eine durchaus zuverlässige Orientierung über die geographischen, wirtschaftlichen, kulturellen u. politischen Verhältnisse des Landes zu geben u. im Zusammenhang mit seiner Geschichte für die Verschiedenheit der Weltanschauung, die zwischen Orient u. Okzident besteht, bei dem Leser Verständnis zu erwecken. Bei aller Knappheit darf die Darstellung den Anspruch erheben, ein umfassender Beitrag zur Behandlung einer im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens stehenden Zeitfrage zu sein.

Polen

Mit einem geschichtl. Überblick über die polnisch-ruthenische Frage
Von Prof. Dr. R. F. Kaindl. 2. Aufl. Mit 6 Karten. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.50

Von dem durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte und Ethnographie des östlichen Europas bekannten und mit den politischen Verhältnissen genau vertrauten Führer der Karpathendeutschen verfaßt, entwirft das Bändchen zunächst ein anschauliches Bild von Land und Leuten, gibt danach einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des einst so mächtigen, durch Selbstsucht und Kurzsichtigkeit der herrschenden Kreise dem Untergang verfallenen Reiches. Nach einer Schilderung der Deutschen und ihrer Kulturarbeit, der Ruthenen und ihres Verhältnisses zu den Polen, der Vernichtung des Städtewesens und Bauernstandes durch den polnischen Adel folgt eine Darstellung der gegenwärtigen wirtschaftlichen und kulturellen Zustände und der Bestrebungen der Polen und Ruthenen in den letzten Jahrzehnten, endlich der panslawistischen Bewegung, um unter Berücksichtigung der neuen Lage, die durch die Erklärung Polens zu einem selbständigen Staate geschaffen wurde, mit einem Ausblick in die Zukunft zu schließen. Der reiche Literaturanhang bringt eine bisher nicht vorhandene Zusammenstellung von Schriften über die polnisch-ruthenische Frage.

Die Baltischen Provinzen

Von Dr. V. Tornius. Mit 8 Abb. u. 2 Kartenskizzen. 2. Aufl. M. 1.20, geb. M. 1.50

Das Buch gibt nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des alten Ordenslandes in ihrer geographischen und ethnographischen Bedingtheit eine Darstellung der heutigen Bevölkerung der Ostseeprovinzen, der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen sie lebt, und ihrer Kultur in materieller und geistiger Hinsicht. Der Verfasser läßt uns einen tiefen Blick tun in das Wesen dieser ältesten deutschen Kolonie, für die das Interesse infolge der Kriegsereignisse besonders lebendig geworden ist und deren Zukunft wir als ein wichtiges Problem der deutschen Kultur empfinden.

Belgien

Von Dr. P. Oßwald. 2., verb. Aufl. Mit 5 Karten. M. 1.20, geb. M. 1.50

Das Buch gibt zum erstenmal ein zusammenfassendes Bild von Belgien und den belgischen Verhältnissen. Der Verfasser behandelt nach einem Überblick über die geographische Lage als Grundlage der historischen und wirtschaftlichen Entwicklung die verschiedenen Bevölkerungsprobleme und erörtert sodann die politische Geschichte, Rechtspflege, Verwaltung, Finanzen und Heerwesen sowie die wirtschaftliche und geistige Kultur des heutigen Belgiens. Die Darstellung soll, ohne Leidenschaft, unbekümmert um die Kriegsereignisse geschrieben, ein Bild aller belgischen Verhältnisse geben, um jedem ein ruhiges und objektives Urteil zu ermöglichen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die angegebenen Preise

sind Grundpreise, auf die ein den jeweiligen Herstellungs- (Einband-) und allgemeinen Unkosten entsprechender Zuschlag (August 1922: 1100%, Schulbücher mit * bezeichnet 700%) berechnet wird. Nur durch diese im geschäftlichen Verkehr sonst auch allgemein übliche Berechnung ist es möglich, den durch die fortschreitende Teuerung bedingten Preisänderungen zu folgen.

Teubners kleine Fachwörterbücher

geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Mit diesen kleinen Fachwörterbüchern hat der Verlag Teubner wieder einen sehr glücklichen Griff getan. Sie ersetzen tatsächlich für ihre Sondergebiete ein Konversationslexikon und werden gewiß großen Anklang finden." **(Die Warte.)**

„Wer ist jetzt in der Lage, teuere Nachschlagebücher zu kaufen? Wie viele aus den Reihen der Volkshochschulbesucher verlangen nach Handreichungen, die das Studium der Natur- und Geisteswissenschaften ermöglichen. Die Erklärungen sind sachlich zutreffend und so kurz als möglich gegeben, das Sprachliche ist gründlich erfaßt, das Wesentliche berücksichtigt. Die Bücher sind eine glückliche Ergänzung der Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt" des gleichen Verlags. Selbstverständlich ist dem neuesten Stande der Wissenschaft Rechnung getragen." **(Pädagog. Arbeitsgemeinschaft.)**

„Diese handlichen Nachschlagebücher bieten nach Form und Inhalt Vorzügliches und werden sich, wie zu erwarten steht, in unseren Volksbüchereien schnell einbürgern." **(Blätter für Volksbibliotheken.)**

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch. 3. Aufl. V. Studienrat Dr. P. Thormeyer. (Bd. 4.) [U. d. Pr. 22.]

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. Fritz Giese. Mit 60 Fig. (Bd. 7.) M. 5.40

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Studienrat Dr. H. Röhl. (Bd. 14.) M. 6.—

***Musikalisches Wörterbuch** von Privatdoz. Dr. J. H. Moser. (Bd. 12.)

***Wörterbuch zur Kunstgeschichte** von Dr. H. Vollmer.

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig. (Bd. 5.) M. 6.—

***Chemisches Wörterbuch** von Privatdozent Dr. H. Remy. (Bd. 10.)

***Astronomisches Wörterbuch** v. Observator Dr. H. Naumann. (Bd. 11.)

Geologisch-mineralogisches Wörterbuch von Dr. C. W. Schmidt. Mit 211 Abb. (Bd. 6.) M. 6.—

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. I. Allgem. Erdkunde. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) M. 6.—. *II. Wörterbuch der Länder- und Wirtschaftskunde. (Bd. 13.)

Zoologisches Wörterbuch von Dir. Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) M. 5.40

Botanisches Wörterbuch von Dr. O. Gerke. Mit 103 Abb. (Bd. 1.) M. 5.40

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) M. 6.—

Handelswörterbuch von Handelsschuldir. Dr. V. Sittel u. Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt von V. Armhaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) M. 6.—

* in Vorbereitung bzw. unter der Presse (1922)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Literatur.

Ein reichhaltiges Material über das heutige Indien und eine Übersicht über Geschichte und Kultur findet sich in der neuesten Ausgabe des Imperial Gazetteer of India, Oxford 1907—1909, namentlich in den ersten vier Bänden. Ausführliche Handbücher, oder Gazetteers für die Einzelprovinzen werden allmählich veröffentlicht. Wichtig sind auch die Berichte über die Volkszählungen (Census of India), die alle 10 Jahre erscheinen. — Über das indische Volk handeln W. Crooke, Natives of Northern India, London 1907; H. H. Risley, The People of India, Kalkutta 1908. Eine Übersicht liefert Athelstane Baines in Bd. II, H. 5 des Grundrisses der Indo-Arischen Philologie und Altertumskunde (GIAPA); Ethnography. Dem Heft ist eine gute Bibliographie von W. Siegling beigegeben. Speziell über die Kasten findet man wertvolle Zusammenstellungen bei D. C. Ibbetson, The races, castes and tribes of the people of the Panjab, in: Report of the Census of the Panjab 1881, Lahore 1883, und in J. C. Nesfield, Brief view of the caste system of the North-Western Provinces and Oudh, Allahabad 1885; E. Senart, Les castes dans l'Inde, les faits et le système. Paris 1886. Vergleiche dazu den wichtigen Aufsatz von H. Oldenberg, Zur Geschichte des indischen Kastenwesens, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 51, S. 267 ff. — Das von G. A. Grierson herausgegebene, von ihm und Sten Konow verfaßte Linguistic Survey of India, Kalkutta, bietet kurze grammatische Skizzen und Sprachproben aus den verschiedenen indischen Sprachen.

Über die Religionen Indiens vergleiche man A. Barth, Les religions de l'Inde, Paris 1879, übersetzt von J. Wood: The religions of India, London 1882; E. W. Hopkins, The religions of India, Boston 1895; Edmund Hardy, Indische Religionsgeschichte, Leipzig 1898 (Sammlung Göschen). Wichtige Beiträge finden sich auch in dem englischen Sammelwerke Encyclopaedia of Religion and Ethics. Für die älteste vedische Religion vergleiche man H. Oldenberg, Die Religion des Veda, Berlin 1894, neue Ausgabe 1917; Edmund Hardy, Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens, Münster i. W. 1893, und für die Mythologie A. Hillebrandt, Vedische Mythologie, Breslau 1891—1902; Kleine Ausgabe, Breslau 1910. Den Übergang zu der späteren Periode behandelt H. Oldenberg, Die Philosophie der Upanishaden und die Anfänge des Buddhismus, Göttingen 1915. Vgl. andrerseits H. Jacobi, Der Ursprung des Buddhismus aus dem Sānkhya-Yoga, Göttinger Nachrichten 1896. Dem Buddhismus ist ein eigener Band dieser Sammlung aus der Feder R. Pischels gewidmet, wo weitere Literaturnachweise gegeben werden. Die Dschainalehre schildert A. Warren, Jainism in Western Garb, Madras 1912. Die Religion der Sikhs behandeln E. Trumpp,

Die Religion der Sikhs, Leipzig 1881; M. A. Macauliffe, The Sikh religion, its gurus, sacred writings and authors, Oxford 1909. Für den Hinduismus vergleiche man Monier Williams, Brahmanism and Hinduism, 4. Ausgabe, London 1891; W. Crooke, The popular religion and folklore of Northern India, Westminster 1896; A. C. Lyall, Asiatic Studies, religious and social, 2. edition, London 1907. Vgl. dazu auch Garbe, Indien und das Christentum, Tübingen 1914; Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Tübingen 1905.

Die mit der Religion so eng verknüpfte Philosophie behandeln P. Deussen, Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religion, Bd. I, 1—3, Leipzig 1906—1908; Luigi Suali, Introduzione allo studio della Filosofia Indiana, Pavia 1913, und mehrere Monographien über die einzelnen philosophischen Systeme.

Hauptwerke über das Verwaltungswesen sind John Strachey, India, its administration and progress, London, 4. Ausgabe 1911; C. Ilbert, The Government of India. Oxford, 2. Ausgabe 1907. Vgl. auch B. H. Baden-Powell, The Indian village community. London 1896, und The origin and growth of village communities in India. London 1908.

Für die älteste Geschichte ist das Hauptwerk noch immer Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, Leipzig 1858—1874. Vgl. auch Vincent Smith, Early History of India, Oxford, 3. Ausgabe 1914; T. W. Rhys Davids, Buddhist India, London 1903. Für die Kulturgeschichte wichtig sind H. Zimmer, Altindisches Leben. Die Kultur der vedischen Arier, dargestellt nach den Samhitas, Berlin 1879; R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit, Kiel 1897.

Die indische Literatur behandeln Max Müller, A History of Ancient Sanskrit Literature, London, 2. Ausgabe 1860; A. Weber, Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, Berlin, 2. Ausgabe 1876; L. v. Schroeder, Indiens Literatur und Kultur in historischer Entwicklung, Leipzig 1877; M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, Leipzig 1905ff. Eine kurze Übersicht gibt R. Pischel in Die orientalischen Literaturen, Berlin-Leipzig 1906.

Für die Fachwissenschaften vergleiche man die Behandlung in dem GIAPA, Astronomie, Astrologie und Mathematik, von G. Thibaut; Medizin, von J. Jolly. In demselben Sammelwerk finden sich auch Bearbeitungen der Religionen, der philosophischen Systeme, der alten Rechtsbücher, der Sprachwissenschaft usw. — Die Architektur behandelt J. Fergusson, History of Indian and Eastern Architecture. Revised and edited by James Burgess and R. Phené Spiers, London 1910. Wichtige Beiträge finden sich auch in den Veröffentlichungen des Archaeological Survey of India. — Über die Kunst handeln A. Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1900; A. Foucher, L'art grécobouddhique du Gandhâra, I., Paris 1905; E. B. Havell, Indian Sculpture and Painting, London 1908; Vincent Smith, A history of fine art in India and Ceylon, Oxford 1911. — Für die Geschichte des muhammedanischen Indiens ist das Hauptwerk H. M. Elliott, The history of

India told by its own historians. The Muhammadan period. Ed. by John Dawson, I—VIII, London 1867—1877. Vgl. auch M. Elphinstone, The history of India. The Hindu and Mahometan Periods, London 6. Ausgabe 1874; Stanley Lane-Poole Mediaeval India under Mohammedan Rule, London 1914. Die namentlich während dieser Periode blühende Dialektdichtung behandelt G. A. Grierson, The modern vernacular literature of Hindustan Kalkutta 1889. — Über die Geschichte des britischen Indiens vergleiche man James Mill, The history of British India, London 1840; M. Elphinstone, The rise of the British power in the East, London 1887; A. Lyall, The rise and expansion of the British dominion in India, London, 5. Ausgabe 1911; Sten Konow, Indien unter der englischen Herrschaft, Tübingen 1915. Über die indische Nationalistenbewegung ist das Hauptwerk Valentine Chirol, Indian Unrest, London 1910, wo jedoch alles vom britischen Standpunkte aus betrachtet wird.

Die angegebenen Preise

sind Grundpreise, auf die ein den jeweiligen Herstellungs- (Einband-) und allgemeinen Unkosten entsprechender Zuschlag (August 1922: 1100 %, Schulbücher mit * bezeichnet 700 %) berechnet wird. Nur durch diese im geschäftlichen Verkehr sonst auch allgemein übliche Berechnung ist es möglich, den durch die fortschreitende Teuerung bedingten Preisänderungen zu folgen.

Teubners kleine Fachwörterbücher

geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Mit diesen kleinen Fachwörterbüchern hat der Verlag Teubner wieder einen sehr glücklichen Griff getan. Sie ersetzen tatsächlich für ihre Sondergebiete ein Konversationslexikon und werden gewiß großen Anklang finden.“ **(Die Warte.)**

„Wer ist jetzt in der Lage, teuere Nachschlagebücher zu kaufen? Wie viele aus den Reihen der Volkshochschulbesucher verlangen nach Handreichungen, die das Studium der Natur- und Geisteswissenschaften ermöglichen. Die Erklärungen sind sachlich zutreffend und so kurz als möglich gegeben, das Sprachliche ist gründlich erfaßt, das Wesentliche berücksichtigt. Die Bücher sind eine glückliche Ergänzung der Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt“ des gleichen Verlags. Selbstverständlich ist dem neuesten Stande der Wissenschaft Rechnung getragen.“ **(Pädagog. Arbeitsgemeinschaft.)**

„Diese handlichen Nachschlagebücher bieten nach Form und Inhalt Vorzügliches und werden sich, wie zu erwarten steht, in unseren Volksbüchereien schnell einbürgern.“ **(Blätter für Volksbibliotheken.)**

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch. 3. Aufl. V. Studienrat Dr. P. Thormeyer. (Bd. 4.) [U. d. Pr. 22.]

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. Fritz Giese. Mit 60 Fig. (Bd. 7.) M. 5.40

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Studienrat Dr. H. Röhl. (Bd. 14.) M. 6.—

***Musikalisches Wörterbuch** von Privatdoz. Dr. J. H. Moser. (Bd. 12.)

***Wörterbuch zur Kunstgeschichte** von Dr. H. Vollmer.

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig. (Bd. 5.) M. 6.—

***Chemisches Wörterbuch** von Privatdozent Dr. H. Remy. (Bd. 10.)

***Astronomisches Wörterbuch** v. Observator Dr. H. Naumann. (Bd. 11.)

Geologisch-mineralogisches Wörterbuch von Dr. C. W. Schmidt. Mit 211 Abb. (Bd. 6.) M. 6.—

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. I. Allgem. Erdkunde. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) M. 6.—. *II. Wörterbuch der Länder- und Wirtschaftskunde. (Bd. 13.)

Zoologisches Wörterbuch von Dir. Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) M. 5.40

Botanisches Wörterbuch von Dr. O. Gerke. Mit 103 Abb. (Bd. 1.) M. 5.40

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) M. 6.—

Handelswörterbuch von Handelsschuldir. Dr. V. Sittel u. Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt von V. Armhaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) M. 6.—

* in Vorbereitung bzw. unter der Presse (1922)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

